1,60 DM / Band 172
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Ghouls in der U-Bahn

Belgien F 30 / Frankreich F 4,- / Italien L 900 / Luxemburg F 30 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 4,75 i.m. / Spanien P 70



Ghouls in der U-Bahn

John Sinclair Nr. 172

von Jason Dark

erschienen am 20.10.1981

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Ghouls in der U-Bahn

Der Typ mit dem Schnauzbart drückte mir die Mündung des Revolvers dicht oberhalb des Bauchnabels in den Leib. Dazu grinste er impertinent und blies mir eine Knoblauchwolke ins Gesicht. Beides war nicht besonders tragisch, wenn da nicht noch ein zweiter Kerl gewesen wäre, der in meinem Rücken stand und ebenfalls eine Waffe in der Hand hielt, deren Druck ich direkt über dem letzten Wirbel spürte. Sie hatten mich in der Zange. Wenn ich einen tatsächlich ausschalten konnte, blieb immer noch der zweite. Und der kam sicherlich zum Schuß…

Der Typ mit dem Schnauzbart drückte mir die Mündung des Revolvers dicht oberhalb des Bauchnabels in den Leib. Dazu grinste er impertinent und blies mir eine Knoblauchwolke ins Gesicht. Beides war nicht besonders tragisch, wenn da nicht noch ein zweiter Kerl gewesen wäre, der in meinem Rücken stand und ebenfalls eine Waffe in der Hand hielt, deren Druck ich direkt über dem letzten Wirbel spürte. Sie hatten mich in der Zange. Wenn ich einen tatsächlich ausschalten konnte, blieb immer noch der zweite. Und der kam sicherlich zum Schuß…

Helfer befanden sich nicht in der Nähe. Und die Plakatsäule rettete mich auch nicht mit ihrer Deckung, denn wir standen daneben.

Ich schaute dem Mann ins Gesicht. Es war nichtssagend, flach, mit ausdruckslosen Augen. Der Kerl trug eine braune Jacke und eine graue Hose. Sein Haar war nach hinten gekämmt, es roch nach billiger Pomade.

Sahen so Killer aus?

Ich wußte es nicht. Auf eine diesbezügliche Frage meinerseits würde ich sicherlich keine Antwort bekommen, so erkundigte ich mich nach dem Grund dieses heimtückischen Überfalls.

»Wir fahren ein wenig spazieren!« wurde mir vom Hintermann geantwortet.

»Ich habe aber keine Lust.«

Jetzt kicherte der Schnauzbart. »Kann ich mir vorstellen, aber hier geben wir den Ton an.«

»Das merke ich. Und wer hat euch geschickt?«

»Der Kaiser von China.«

»Ich dachte immer, der wäre tot.«

Für diese Antwort kassierte ich einen gemeinen Tritt auf die Zehen. Ich preßte die Lippen zusammen, die Kerle sollten mich nicht stöhnen hören.

Nur gut, daß sie mir nicht in den Leib geschlagen hatten, denn der war voll. Schließlich kam ich gerade vom Essen. Das neue chinesische Restaurant lag nur ein paar Schritte entfernt, dort hinter den Bäumen, wo das Licht schimmerte. Wir befanden uns auf einem kleinen Parkplatz. Da stand mein Bentley, zu dem ich sehnsüchtig hinschielte.

Noch sehnsüchtiger dachte ich an Suko und Shao. Mit den beiden hatte ich mich hier getroffen. Da ich direkt vom Büro aus losgefahren war, waren Suko und Shao mit der Harley hergefahren, ich mit meinem Silbergrauen.

Ich hatte der Toilette noch einen Besuch abgestattet, deshalb waren Suko und Shao schon vorgefahren. Wir wollten den Abend immerhin war Freitag in einem Pub beschließen, der ganz in der Nähe unserer Wohnung lag. In dieser Kneipe wartete auch Jane Collins. Sie hatte wegen dringender Geschäfte nicht mitkommen können.

Nun sah es so aus, als würden meine Freunde ihr Bier allein trinken müssen.

Das paßte mir gar nicht.

»Also, was soll das alles?« Langsam wurde ich sauer. »Wenn ihr mich ausnehmen wollt, viel Geld habe ich nicht bei mir, außerdem möchte ich euch sagen, daß ich Scotland-Yard-Mann bin, und der Angriff auf einen Polizisten kann euch einiges kosten.«

»Wissen wir alles.«

Die Antwort zeigte mir, daß ich nicht zufällig irgendwelchen Straßenräubern in die Hände gefallen war. Hinter diesem überfall steckte Methode. Die Kerle waren also geschickt worden. Fragte sich nur, von wem? Da kamen viele Gegner in Frage. Die Dämonen und ihre Führer haßten mich ebenso wie Logan Costello, der große Boß der Londoner Unterwelt. Ich würde auf eine Frage hin auch gar keine Antwort bekommen.

Zudem hatten sich die beiden einen äußerst günstigen Zeitpunkt ausgesucht. Im Moment verließ kein weiterer Gast das Lokal, um zum Parkplatz zu gehen. Es konnte mir also auch niemand helfen.

Ich saß in der Tinte.

Und zwar doppelt.

»Bis jetzt waren wir freundlich«, sagte der mit dem Schnauzbart. »Und wir werden es auch bleiben. Vorausgesetzt, du machst keine Dummheiten, Bulle.«

»Werde mich bemühen.«

»Das finde ich gut.« Er trat einen Schritt zurück und ging auf Profi Distanz. Der Mündungsdruck war zwar an meinem Bauch verschwunden, wohl fühlte ich mich trotzdem nicht.

Auch der Typ hinter mir ging einen Schritt zurück. Unter seinen Sohlen knirschte der Kies des Parkplatzes.

»Bleib ganz ruhig und geh um die Säule herum!« befahl der Schnauzbart. Ich folgte dem Befehl Links von mir rauschte der Wind im Blattwerk der Bäume. Rechts führte eine kaum beleuchtete Straße in die Dunkelheit hinein.

Vorn befand sich der Parkplatz. Dort brannten zwei Laternen. Ihr müdes Licht fiel auf die lackierten Dächer der abgestellten Fahrzeuge. Auch mein Bentley befand sich darunter. Er stand zwischen einem Vauxhall und einem Austin.

Meine Gegner hatten nichts dagegen, daß ich auf den Bentley zuschritt.

Ich behielt die Richtung auch bei und passierte den schmalen Weg, der zum Lokal führte. Das Haus stand etwa 30 Yards hinter der Einmündung. Die Reklame über der Tür leuchtete gelb.

Gäste verließen das chinesische Restaurant. Sofort schöpfte ich Hoffnung und verlangsamte meinen Schritt.

Ich hörte noch das Pfeifen und bekam den Revolverlauf in den Nacken.

Der Treffer schleuderte mich nach vorn. Ich brach zwar in die Knie, fiel jedoch nicht zu Boden, sondern gegen den Kofferraum des Bentley, wo ich mich abstützen konnte.

In meinem Kopf wühlte der Schmerz. Dazu hatte ich das Gefühl, mich übergeben zu müssen, die Knie wackelten, nur mühsam hielt ich mich in dieser Haltung.

Trotz des Schmerzes spürte ich den kalten Stahl am Hals. Einer der Hundesöhne drückte mir wieder die Mündung dagegen. »Bleib so stehen!« zischte er. »Und rühr dich nicht. Machst du irgendwelchen Unsinn, schießen wir die beiden über den Haufen, die das Lokal verlassen haben. Kapiert?«

»Okay!« krächzte ich.

Ich vernahm die Stimmen. Ein Mann und eine Frau kamen. Die weibliche Person lachte hell, dann fragte sie: »Ist der besoffen?« Damit meinte sie wohl mich.

»Ja«, antwortete der Schnauzbart. »Unser Kollege hat zuviel Reiswein getrunken.«

»Das sollte man auch lassen.«

»Sicher, wir haben den Ärger.«

»Dann seht mal zu, daß ihr ihn gut nach Hause kriegt«, hörte ich die Stimme des männlichen Gastes.

»Werden wir schon.«

Wenig später vernahm ich, daß Wagentüren aufgezogen wurden. Dann klappten sie zu, ein Motor lief rund, Kies knirschte unter den Rädern, der Wagen fuhr ab.

Die beiden Gangster rührten sich erst, als das Geräusch nicht mehr zu hören war.

»Komm wieder hoch, Bulle!«

Ich stemmte mich ab. Die kleine Pause hatte gut getan. Zwar bohrten in meinem Schädel immer noch einige Bergleute herum, aber es ließ sich aushalten.

Während ich mich noch in der Bewegung befand, fischte mir der Schnauzbart die Beretta aus der Halfter. »Die brauchst du sowieso nicht mehr, Bulle.«

Die Bemerkung gefiel mir gar nicht. Bewies sie mir doch, daß die beiden tatsächlich etwas vorhatten, daß man mit dem Wort Mord umschreiben konnte.

Ich sah die hintere Tür des Vauxhall offen.

»In den Fond mit dir!«

Mehr stolpernd als gehend erreichte ich den Wagen und bekam einen Tritt, der mich auf den Rücksitz schleuderte. Der Schnauzbart stand gebückt vor der offenen Tür und zielte mit dem Revolver in den

Wagen.

»Rück in die äußerste Ecke!«

Auch das tat ich.

Schnauzbart wartete, bis ich ruhig saß und stieg erst dann ein. Er war ein wirklicher Könner, denn selbst bei dieser Bewegung wich die Waffenmündung um keinen Zoll.

Ohne mich aus den Augen zu lassen, griff er nach hinten und zog den Wagenschlag zu.

Der zweite Kerl stieg an der Fahrerseite ein. Zum ersten mal sah ich ihn genauer.

Wie auch der Schnauzbart gehörte er zu den unauffälligen Typen. Er trug eine Cordhose, einen dünnen Pullover und eine locker fallende Strickjacke. Sein Gesicht war ebenfalls glatt, ein Durchschnittsmensch, mehr nicht.

»Fahr los!« sagte Schnauzbart.

Sein Kumpan startete. Der Anlasser orgelte ein paarmal, danach sprang der Wagen an.

Der Mann am Steuer fuhr rückwärts aus der Parklücke und wendete auf dem Platz.

Schnauzbart behielt mich genau im Auge. Über den Lauf des Revolvers hinweg schaute er mich an. Manchmal zuckte sein linkes Lid.

Im gemächlichen Tempo rollte der Vauxhall auf die Ausfahrt des Parkplatzes zu. Ein Druck gegen den Blinker, und ich sah, daß wir nach links einbogen.

Das Lokal befand sich in Belgravia, schon dicht an der Grenze zu Brompton. Die Straße, in die wir eingebogen waren, hieß Lyall Street.

Eigentlich ein gutes Viertel, in dem man normalerweise keine Killer erwartet. Aber auch ich lernte nie aus.

Eilig hatten es die beiden nicht. Ich dachte an den Zigarettentrick und fragte: »Darf ich rauchen?«

»Nein.«

Die Chance, meinem Bewacher eine brennende Zigarette ins Gesicht zu schleudern, war also vertan. Ich hob die Schultern und schaute an den Sitzen vorbei durch die Frontscheibe nach draußen.

Ein Wagen kam uns entgegen. Er fuhr ziemlich schnell. Als die Scheinwerfer uns passiert hatten, sah ich einen einzelnen Lichtfleck.

Und ich vernahm, da es ruhig war, das typische Geräusch eines Motorrads. Mittlerweile konnte ich auch die einzelnen Maschinen am Klang der Motoren unterscheiden.

Es war eine Harley, die uns da entgegenkam!

***

Eilig hatte Suko es nicht. Er und Shao fuhren gemütlich über den

Parkplatz, bogen in die Lyall Street ein und rollten langsam weiter.

Beiden stand auch nicht die Lust danach, irgendwelche Rennen zu veranstalten, denn ihre Mägen waren zu voll. Selbst Shao sehr kritisch, was chinesische Restaurants betraf mußte zugeben, daß ihr das Essen hervorragend gemundet hatte.

Sie, befanden sich in einer wirklich guten Stimmung und freuten sich schon darauf, den Abend in einem Pub zu beschließen, wo zahlreiche Biersorten zur Auswahl standen.

Bevor sie das Ende der Straße erreicht hatten, bremste Suko ab, drehte den Kopf zu Shao hin und klappte das Sichtvisier des Helms hoch.

Shao tat es ihm nach. »Was hast du?«

»Wir warten hier.«

»Auf John?«

Suko lachte. »Auf wen sonst?«

»Aber er will doch nachkommen.«

»Klar. Warum sollen wir nicht zusammen fahren?«

»Du willst doch kein Rennen veranstalten?« argwöhnte das Girl, das seine langen schwarzen Harre unter einem Helm verborgen hatte.

»Woher.« Suko behielt den Teil der Straße hinter ihnen im Auge. Er schaute dabei in den Rückspiegel.

Da kamen Wagen, aber ein Bentley war nicht dabei. Den erkannte Suko schon an der Form seiner Scheinwerfer. Es fuhr ein Morris vorbei, zwei deutsche Wagen, ein Franzose. London war eben an jeder Straßenecke international.

»Wo bleibt John denn nur?« beschwerte sich nun auch Shao.

Suko hob die Schultern.

Shao kicherte plötzlich. »Vielleicht hat er das Essen nicht vertragen und quält sich jetzt auf der Toilette herum.«

Suko grinste. »Das wäre allerdings eine Sache.«

»Sollen wir trotzdem vorfahren?«

Suko schüttelte den Kopf. »Nein, lieber nicht. Wir schauen nach. Unter Umständen ist ihm schlecht geworden und er braucht Hilfe.«

Shao lachte. »Ein Mann, der gegen Geister und Dämonen kämpft…«

»… ist in praktischen Dingen manchmal sehr hilflos«, vollendete der Chinese.

Suko startete. Die Straße war frei, und er konnte drehen. Den gleichen Weg fuhren sie wieder zurück. Ebenso langsam und auf jeden Wagen achtend.

Es war kein Bentley dabei.

Als nächstes Fahrzeug kam ihnen ein Vauxhall entgegen. Seine Reifen schmatzten über das Pflaster. Da Suko von den Scheinwerfern nicht geblendet wurde, konnte er einen Blick in den Wagen hineinwerfen.

Schattenhaft sah er die Insassen.
Es waren drei Männer. Einer saß hinter dem Lenkrad, zwei andere im Fond.
Und einen davon kannte Suko. Dieser Mann hob sogar für einen winzigen Moment die Hand.
Es war John Sinclair.
Freiwillig hockte er sicherlich nicht in dem fremden Fahrzeug. Der Bentley war viel bequemer.
Suko wendete.

***

Earl Hatfield gehörte zu den Menschen, auf die man sich verlassen konnte. Und das 100-prozentig. Er führte ein völlig normales Leben, hatte zwei Kinder großgezogen, war pflichtbewußt und hatte in seinem Job so gut wie gar nicht gefehlt.
Zudem war er ein Kenner der U-Bahn. Denn die Subway und alles, was mit ihr zusammenhing, war Earls Job und gleichzeitig auch sein Hobby.
An diesem Tag hatte er Nachtdienst. Für andere wäre dies vielleicht ein Horror gewesen, nicht so für Hatfield.
Nachts, da spürte man das wahre Leben, hatte er einmal gesagt. Da atmet die Subway, da stöhnt sie, da beschwert sie sich über den vergangenen Tag, da ächzt sie schwer, da erholt sie sich aber auch, um für den neuen Ansturm gerüstet zu sein.
Die Londoner hatten ihrer U-Bahn einen besondern Namen gegeben.
Sie nannten sie kurzerhand »Tube«. Ein liebevoller Name, auch wenn die Wagen in den Stoßzeiten oft überfüllt waren. In London ärgerte man sich nicht, da ging alles der Reihe nach, und man stieg auch wohlgesittet in die Wagen, um dort im Stehen einen letzten Blick in die Times oder den Daily Mirror zu werfen.
Die Tube gehört ebenso zu den Institutionen der Stadt wie Big Ben oder die Tower Bridge.
Und Earl Hatfield war auf eine Weise stolz darauf, zum Personal der Tube zu gehören. Zudem war er für eine besondere Aufgabe abgeteilt worden.
Earl arbeitete als Streckenwärter. Er kontrollierte am Tage und in der Nacht die Strecken, ging sie ab, und in seinem langen Leben hatte er schon manche Überraschungen in den Subway-Tunnels erlebt. Da waren nicht nur die vierbeinigen Ratten, die sich in den Schlünden herumtrieben, sondern auch zweibeinige. Sie hatten sich die Tunnels als Verstecke ausgesucht. Einmal war er dabei gewesen, als ein Bankräuber gestellt wurde, dann ein Amokläufer, und vor kurzem sollte sich sogar ein Krake irgendwo in einem anderen Stadtteil herumgetrieben haben. Man erzählte, daß er aus der Kanalisation

gekrochen wäre, aber das konnte Earl Hatfield kaum glauben. Zudem hatte keiner seiner Kollegen den Riesenkraken mit eigenen Augen gesehen. Irgend etwas war dort passiert, nur eben den Kraken wollte Hatfield seinen Kollegen nicht abnehmen.[1]

Er arbeitete an der Station Pimlico, Victoria Station und Sloane Square.

Letzterer Platz lag in Chelsea. Dort fuhren die Touristen meist hin, weil da das Swinging London beginnt, mit all seinen verrückten Typen, Künstlern, Malern und Bildhauern.

Da machte der Dienst auch Spaß, weil die Menschen anders waren.

Nicht gern riß Hatfield seine Zeit am Victoria Station ab. Dort war ihm zuviel Unruhe. Dieser Riesenbahnhof kam weder am Tage noch in der Nacht zur Ruhe.

In der Zentrale traf er an diesem Abend gegen 21.30 ein. Ein paar Kollegen saßen dort und kontrollierten über Monitore den reibungslosen Ablauf.

Außerdem stand in der Mitte des Raumes das gewaltige Steuerpult. Dort war das Subway-Netz eingezeichnet worden und jede Station mit einer roten Lampe gekennzeichnet.

Man konnte von dieser Zentrale aus die Züge beobachten, die unterwegs waren.

»Hi, Earl!« wurde er begrüßt. »Hat dich deine Hattie rausgeschmissen?«

Hatfield schloß seinen schmalen Spind auf und verstaute die Aktentasche. »Wieso?«

»Weil du schon so früh da bist.«

»Ich hatte Sehnsucht nach euch.« Ein paar Männer lachten.

»Dann kann ich ja verschwinden«, sagte der jüngere Kollege, der vor zwei Wochen geheiratet hatte und Hatfields Job tagsüber machte.

»Ja, geh nur, Bob. Deine Frau hat sicherlich Sehnsucht.«

»Was hat sie denn an, wenn du nach Hause kommst. Das kleine rote Hemdchen?« fragte ein anderer grinsend.

»Und schwarze Strapse«, warf ein weiterer Kollege ein.

Bob wurde rot. »Ihr könnt mich mal«, sagte er.

Die Männer grinsten.

Von Earl Hatfield verabschiedete sich Bob per Handschlag. »Mach's gut«, sagte der Ältere.

»Danke, Earl.«

Die Uniform trug Hatfield bereits. Seine Frau hatte sie ihm frisch gebügelt. Hatfield war jetzt 52, noch zehn Jahre wollte er arbeiten, um dann in Pension zu gehen. Er hatte kräftiges graues Haar, ein immer rosiges Gesicht und war bei seinen Kollegen überall beliebt. Hatfield suchte nie Streit, war stets gefällig und verstand etwas von seinem Job.

»Wann machst du die erste Runde, Earl?« erkundigte sich Dustin Ambrose, der Dienststellenleiter.

»Ich wollte jetzt anfangen.« Hatfield nahm das Walkie-talkie an sich.

Damit waren alle Beamten ausgerüstet. »Ist eigentlich noch jemand unterwegs?«

»Nein.«

»Und wie war der Abend sonst?«

»Ziemlich hektisch«, erwiderte Ambrose. »Das Wetter treibt die Leute auf die Straße. Vor allen Dingen in Chelsea ging es rund. Da bekamst du kein Bein auf die Erde.«

»Kann ich mir denken. Touristen?«

»Und wie.«

Earl Hatfield kontrollierte sein Sprechgerät und nickte zufrieden. »Ich gehe dann«, sagte er.

»Welche Strecke nimmst du?« fragte Ambrose.

»Tunnel zwei in Richtung Sloane Square.«

»Okay.« Dustin Ambrose trug die Strecke in das Dienstleiterbuch ein. So wußte er immer, wo seine Leute unterwegs waren.

Earl nickte den anderen Kollegen zu und verließ den Leitstand. Er machte gern Nachtschicht, denn ab 22.00 Uhr flaute der Betrieb stark ab, und in den Morgenstunden fuhr kaum noch jemand. Da hingen nur Nachtbummler in den Wagen.

Earl Hatfield war mit einer lichtstarken Taschenlampe ausgerüstet und dem Walkie-talkie. Wenn er auf der Strecke irgendeinen Fehler entdeckte, meldete er sich sofort bei der Zentrale. Je nachdem wie groß der Fehler war, wurde die Strecke entweder stillgelegt, oder man sorgte durch eine rasche Reparatur dafür, daß er verschwand.

Hatfield gelangte auf den Bahnsteig. Dort war noch etwas los. Musik empfing ihn. Ein paar abenteuerlich gekleidete Jugendliche hatten sich zusammengefunden, hockten vor den Wartebänken auf dem schmutzigen Boden, musizierten und sangen. Die Stimmen schallten durch die Halle. Besonders tat sich ein Mädchen hervor. Ihr schrilles Organ war deutlich herauszuhören. Wie ein Indianer war sie gekleidet, mit einem Fransenkleid und Stirnband um den Kopf. Dem Augenausdruck nach zu urteilen, stand sie unter Stoff.

Hatfield war froh, daß ihnen so etwas bei seinen Kindern erspart geblieben war. Sein Sohn Jim mußte in dieser Nacht sogar Dienst haben. Vielleicht sah er ihn.

Dann begannen die Wände zu zittern, der Boden dröhnte, und die Steine des Tunnels schienen wegfliegen zu wollen.

Ein Zug kam.

Mit zischenden und quietschenden Bremsen hielt er. Die Musik verstummte, die Jugendlichen standen auf und enterten die Wagen.

Sekundenlang noch war ihr Stimmengewirr zu hören, dann

verstummte es, als sich die Türen schlossen.

Der Zug fuhr an. Wenig später war er in der dunklen Röhre verschwunden.

Der Bahnsteig hatte sich geleert. Eine Zeit der relativen Ruhe trat nun ein. Bis dann der nächste Zug kam.

Am Ende des Bahnsteiges war ein Gitter angebracht, das niemand überklettern durfte. Hinter der Absperrung begann der Weg in den Tunnel, den Hatfield zu nehmen hatte.

Er drückte sich zwischen Mauer und Gitter vorbei, schaltete seine Lampe ein und betrat die Röhre.

Sofort umgab ihn der typische Geruch. Hier roch es immer etwas feucht, muffig, aber auch nach Öl, und irgendwie hatte die Elektrizität auch einen Geruch, wenigstens behauptete Hatfield dies.

Zu beiden Seiten der Schienen befand sich ein schmaler Gehstreifen, den Hatfield nehmen konnte. Bei den neueren Strecken war er durch Gitter abgetrennt, hier nicht. Earl Hatfield mußte, wenn sich ein Zug näherte, sich rasch in eine der Nischen drücken, die überall in die Wände eingebaut waren, denn der Luftzug der fahrenden Bahn hätte ihn sonst von den Beinen gerissen.

Er hatte sich die Taschenlampe umgehängt. Der Lichtstrahl tanzte bei jeder Bewegung hin und her, er glitt über die Wände, den Boden und die Schienen, die dabei jedesmal hell aufblitzten.

Den Schienenstrang nahm sich der Streckenwärter besonders unter die Lupe, er suchte ihn nach Lockerungen und Hindernissen ab. Da fand man manchmal die tollsten Sachen. Von der Bierdose bis hin zum Kleidungsstück. Hatfield fragte sich immer wieder, wie das Zeug dort hinkam, aus den Türen werfen konnte das niemand, denn sie waren, während der Fahrt verschlossen.

Einmal hatte er einen Selbstmörder im allerletzten Moment von den Schienen geholt, einen jungen Mann, der sich mit Stoff vollgepumpt hatte.

Ein Zug donnerte heran.

Der Streckenwärter, wußte genau, was er zu tun hatte. Er hörte es schon von weitem, wenn einer kam und drückte sich rasch in eine Nische.

Die Subway rauschte vorbei. Ein gigantischer Schatten aus Stahl und Licht, wobei die Gesichter der Fahrgäste nur schemenhaft zu erkennen waren und ineinander verschwammen.

Hatfield schloß die Augen. Die Druckwelle traf seine Trommelfelle. Und der Sog, der am Zugende »hing«, wirbelte die Haare des Mannes hoch.

Ruhe.

Hatfield verließ seine Deckung und ging weiter. Etwa zehn Minuten hatte er Zeit, bis der nächste Zug durch die Röhre an ihm

vorbeizischte.

Nichts lag auf den Schienen. Alles sah danach aus, als würde es eine normale Nacht geben.

Earl Hatfield wußte genau, daß dieses unterirdische Streckennetz ein gewaltiger Fuchsbau war. Zudem besaß es noch einen Anschluß an die Kanalisation, die in ihrer Gesamtheit ein gewaltiges Rätsel darstellte. Da gab es so gut wie keinen Menschen, der sich in den Katakomben von London auskannte.

Zahlreiche alte Stollen aus dem letzten Jahrhundert durchzogen die Kanäle. Manche Stollen waren auch zugemauert. Andere wiederum hatte man nicht gefunden. Hatfield, erinnerte sich an ein Gespräch mit einem Kollegen, der in den Kanälen arbeitete. Da war sein Dienst noch Gold gegen, was dieser Kollege alles auszuhalten hatte. Er mußte in einem Gestank und einem Dreck arbeiten, in dem es kaum auszuhalten war.

Eine niedrige Eisentür war in die Wand eingelassen. Hatfield blieb stehen und überprüfte im Licht seiner Lampe das Schloß.

Es war in Ordnung.

Er würde bei seinem weiteren Streckengang noch an zahlreichen Türen vorbeikommen. Sie stellten die Verbindung zur Kanalisation da und waren auch Fluchtwege für Fahrgäste, falls unterwegs mal etwas passieren sollte.

Hatfield ging weiter.

Die meisten Menschen hätten sich in dieser engen Röhre gefürchtet, nicht so Earl Hatfield. Er, war es gewohnt, dort herumzulaufen und zu kontrollieren.

Dann rollte wieder ein Zug heran.

Earl Hatfield beeilte sich, damit er die Deckung erreichte. Er schaffte es wie immer.

Das stählerne Ungetüm wischte vorbei.

Als das Echo verklungen war, schritt Earl Hatfield weiter. Er war fast eine halbe Stunde unterwegs und hatte ungefähr die Hälfte der Strecke hinter sich gelassen.

Wenige Yards weiter mußte er abermals eine Tür kontrollieren, die zum Kanalnetz führte.

Routiniert leuchtete er Tür und Schloß ab.

Da zuckte er zusammen.

»Das ist doch nicht möglich!« flüsterte Hatfield.

Die Tür war offen!

Irgend jemand hatte sich an dem Schloß zu schaffen gemacht und es gesprengt. Es war kein Sicherheitsschloß, sondern ein völlig normales mit Bügel, das leicht zu knacken war.

Earl Hatfield schwitzte plötzlich. Das hatte er ja noch nie erlebt. Wer machte sich denn an so einer Tür zu schaffen und aus welchem

Grund?

Oder sollten sich hinter der Tür irgendwelche finsteren Gestalten versteckt halten?

Earl Hatfield dachte an die Sicherheitsbestimmungen, die für das Personal galten. Normalerweise hätte er jetzt über das Walkie-talkie Hilfe herbeiholen müssen, aber er ließ das Gerät stecken, weil er selbst erst nachschauen wollte, bevor er die Pferde scheu machte. Dank elektronischer Geräte, die in der Röhre in bestimmten Abständen installiert waren, arbeiteten die Walkie-talkies hier einwandfrei. So machten die Sprechfunkgeräte unabhängig von den Streckentelefonen, die alle paar hundert Yards in die Nischen eingebaut waren.

Vielleicht stellte sich auch alles als völlig harmlos heraus. Das konnte man nie wissen.

Earl Hatfield glaubte noch an die Menschheit und auch an die Wirkung der Uniform. Sollte sich ein Penner dort verkrochen haben, würde er ihn schon scheuchen.

Hatfield wußte genau, wie es hinter der Tür aussah. Er war ein paarmal dort gewesen. Da befand sich ein feuchtes Gewölbe, das in einen engen Tunnel mündete, durch den ein ziemlich breiter Abwasserkanal floß.

Hatfield öffnete.

Die Eisentür quietschte in den Angeln. Das Geräusch erzeugte bei dem Mann eine regelrechte Gänsehaut. Bevor er seinen Kopf durch den Türspalt streckte, leuchtete er erst einmal in das hinter der Tür liegende Gewölbe.

Feuchte, alte Mauern, die nie Tages licht gesehen hatten. Wassertropfen glitzerten im Lichtschein der Lampe. Kriechtiere krochen über den Boden, suchten nach Spalten und Ritzen im Gestein. Ratten sah Earl Hatfield nicht. Er war jedoch sicher, daß sie sich hier irgendwo aufhielten.

Hatfield betrat das Gewölbe. Die Tür zog er nicht völlig hinter sich zu, sondern ließ sie spaltbreit offen. Er hörte auch das Rauschen, wo der breite Kanal herfloß. Dort war es etwas heller, denn die Hauptkanäle wurden durch trübe Lampen erleuchtet.

Der Bahnbeamte streifte sich die Lampe über den Kopf, nahm sie in die Hand und beschrieb einen Kreis.

Er leuchtete das unterirdische Gewölbe aus, doch von einem Einbrecher oder einem Penner sah er keine Spur.

Das wunderte ihn, denn wer sollte sonst die Tür geöffnet haben?

Earl Hatfield schritt dorthin, wo auch der Tunnel begann, der zum Kanal führte.

Das Licht tanzte über den Boden, und deutlich riß der Schein den schmalen Durchlaß aus der Finsternis.

Da bewegte sich etwas.

Sofort, senkte Earl Hatfield seine Lampe und richtete sie auf das Zielobjekt.

Im nächsten Augenblick hatte er das Gefühl, verrückt zu werden. Im hellen Kegel sah er ein Wesen am Boden hocken, das irgendwie Ähnlichkeit mit einem Menschen hatte. Andererseits wiederum auch nicht, denn das schleimige Wesen fraß eine dicke tote Ratte…

***

Plötzlich klopfte mein Herz schneller.

Wie viele Harleys gab es in London? 100? 1000? Oder noch mehr. Und saßen auf dieser, die uns entgegenkam, wirklich mein Freund Suko und Shao?

Ich konnte es nur wünschen, hoffte auch, daß mich Suko im Wagen erkannte und hob für einen Moment die rechte Hand.

Der Schnauzbart merkte nichts von der Spannung, die mich gepackt hielt, zudem zeigte mein Gesicht einen gleichgültigen Ausdruck. Suko mußte die Maschine bewegt haben, denn die Lichtfülle eines Scheinwerfers drang in das Innere.

»Idiot!« schimpfte der Fahrer.

Danach wurde es wieder dunkel.

Ich wartete ab. Meine Hände lagen jetzt auf den Knien, gut sichtbar für den Bewacher. Vorsichtig drehte ich den Kopf und schielte durch die Heckscheibe.

Die Maschine wurde gewendet. Ich sah auch zwei Personen auf ihr hocken, da wurde mir klar, daß es Suko und Shao waren. Zudem schienen auch sie bemerkt zu haben, wer auf dem Rücksitz des Vauxhall saß. Und daß ich diesen Ausflug nicht freiwillig unternahm, war ihnen ebenfalls klar. Auf die nächsten Minuten war ich wirklich gespannt Sie konnten aber auch gefährlich werden.

Wir fuhren auf eine Kreuzung zu, in die die Lyall Street, die Chesham Street und die Chesham Place mündet. Dort standen hohe Wohnhäuser und an einer Ecke befand sich ein Schnapsladen, der noch aussah wie vor hundert Jahren.

Zu oft konnte ich auch nicht nach hinten schauen, das wäre aufgefallen, dafür hörte ich, wie hinter uns die Harley beschleunigt wurde. Ich kannte das Geräusch sehr gut, schließlich hatte ich oft genug auf dem Rücksitz der Maschine gesessen.

Auch mein Bewacher wurde aufmerksam. Er riskierte einen blitzschnellen Blick, so daß ich keine Chance bekam, ihn in der kurzen Zeitspanne anzugreifen. »Verdammter Idiot!« schimpfte er. »Der fährt, als wäre er lebensmüde.«

»Meinst du den nachgemachten Rocker da?« fragte der Fahrer.

»Ja.«

»Ich laß ihn vorbei.«

»All right.«

Suko passierte uns zum Teil. Auf gleicher Höhe wurde er langsamer, fuhr mit und schaute in den Vauxhall hinein. Er mußte in seiner Verkleidung aussehen wie ein Wesen vom anderen Stern, und auch Shao war kaum als weibliche Person zu erkennen.

»Fahr vorbei!« knurrte der Fahrer. Die beiden wurden nervös.

Suko gab Gas. Die Harley wurde schnell und schoß vor. Wir befanden uns jetzt dicht vor der Kreuzung, wo auch andere Wagen einbiegen wollten, als Suko sich vor den Vauxhall gesetzt hatte und mit seiner Maschine einen Schlenker vollführte.

»Scheiße!« schrie der Fahrer, dann rummste es schon. Suko war mit dem Vorderrad gegen den rechten Kotflügel gefahren. Er hatte das Blech so nach innen gestanzt, daß es den Reifen aufschlitzte.

Der Vauxhall bekam einen Stoß, wurde etwas durchgeschüttelt, und auch die Harley verschwand aus meinem Blickfeld.

Andere Wagen bremsten, unser Fahrzeug schlingerte, und der Fahrer mußte auch stoppen.

Da weder mein Bewacher noch ich angeschnallt waren, wurden wir nach vorn gestoßen. Ich hatte es da besser, denn ich brauchte auf keinen Gefangenen zu achten.

Meine Handkante kam wie der Blitz.

Sie fegte auf den Waffenarm des Mannes nieder, und der Treffer ließ ihn aufstöhnen. Der Revolver rutschte ihm aus der Hand. Er landete zwischen den Sitzen.

»Charly!« ächzte der Typ und meinte damit wohl den Fahrer. Der jedoch konnte sich nicht um uns kümmern, denn seine Tür wurde aufgerissen.

Suko erschien. Er griff in den Wagen hinein. Seine Hände krallten sich in den Haaren des Kerls fest, dann zog er den Typ heraus. Ich hörte ihn schreien.

Mein Spezi hatte sich herumgeworfen und die Beine angezogen. Wie es der Zufall wollte, so traf er mich. Ich wurde zurückgeschleudert. Das gab dem anderen Gelegenheit, die Tür aufzustoßen und zu fliehen. Er schlug sie nicht hinter sich zu, sondern dachte nur noch an die Flucht.

Ich packte mir den Revolver, der vor dem Sitz lag, und verließ ebenfalls den Wagen.

Ich vernahm Kampfgeräusche, hörte einen klatschenden Schlag, und dann gab es einen dröhnenden Laut, als Sukos Gegner vor die Karosserie krachte.

Der Kerl war bei meinem Freund in guten Händen, so daß ich mich um den Schnauzbart kümmern konnte.

Er hatte inzwischen einen ziemlich guten Vorsprung herausgeholt. Alles was recht war, dieser Mann konnte laufen. Mit weiten Sätzen

hetzte er auf das Schnapsgeschäft zu, in dessen beiden Schaufenstern die Beleuchtung noch eingeschaltet war, so daß helle Lichtinseln auf den Gehsteig fielen.

»Bleiben Sie stehen!« brüllte ich.

Der Typ dachte gar nicht dran. Er jagte weiter. Der Schnapsladen lag an der Ecke. Schnauzbart wollte rechts um das Geschäft herum, blieb vorher allerdings stehen und zog seine zweite Waffe.

Es war meine Beretta.

Er hielt sie in der linken Hand, weil die rechte von dem Schlag wohl noch gelähmt war. Ich wußte nicht, wie gut er mit links schoß, wollte jedoch kein Risiko eingehen und tauchte zu Boden.

Die Kugel pfiff über meinen Kopf hinweg und verschwand irgendwo.

Dieser Hundesohn scheute sich nicht, eine Waffe einzusetzen, obwohl zahlreiche Zeugen vorhanden waren, die leicht hätten getroffen werden können. Denn die Fahrer hatten ihre Wagen verlassen. Als allerdings der erste Schuß krachte, nahmen sie hinter ihren Autos Deckung.

Nur eine Frau erstarrte.

Sie war aus ihrem Wagen geklettert einem roten Mini und stand mitten auf der Kreuzung. Die Arme hatte sie halb erhoben. Ihre schockgeweiteten Augen waren starr auf den herannahenden Killer gerichtet.

Mir war klar, daß der Mann die Frau als Geisel benutzen wollte. Wenn es eben ging, mußte ich das verhindern.

Leider war er zu weit weg, als daß ich ihn hätte einholen können. Aber mit einem Schuß konnte ich ihn stoppen.

Noch einmal rief ich ihn an.

Er änderte seinen Kurs nicht. Da drückte ich ab.

Mit der ersten Kugel verfehlte ich ihn. Das Geschoß traf dicht vor seinen Schuhspitzen das Pflaster und flog als deformierter Querschläger davon.

Ich glaubte, daß er stehenbleiben würde, nicht einmal der Schreck schaffte dies.

Dafür die zweite Kugel.

Sie riß ihn um die eigene Achse. Er machte noch einen grotesken Sprung, riß beide Arme hoch und fiel zu Boden.

Auf seine Beine hatte ich gezielt, war mir jedoch nicht sicher, sie auch bei der schlechten Beleuchtung getroffen zu haben. Wahrscheinlich war ihm die Kugel in die Hüfte gefahren. Diesen Treffer konnte er überleben.

Als ich ihn erreichte, sah ich das Blut. Und das faustgroße Einschußloch.

Mein Magen krampfte sich zusammen. Ich hatte mich geirrt.

Wahrscheinlich würde der Mann den Treffer nicht überstehen, denn

keine normale Kugel hatte ihn erwischt, sondern ein abgeflachtes Dum-dum-Geschoß. Es war sicherlich mir zugedacht gewesen, nun hatte es den Mann selbst getroffen.

Ich schrie nach einem Krankenwagen und schaute mich gleichzeitig nach Suko um. Er stand neben seiner Maschine, die am Boden lag. Mein Freund starrte auf den zweiten Killer hinab. Er hatte ihn ausgeschaltet, allerdings mit den Fäusten.

Ich zündete mir eine Zigarette an. Dabei merkte ich, wie sehr meine Hände zitterten. Konnte ich mir einen Vorwurf machen? Nein, dieser Killer hatte die Frau als Geisel nehmen wollen, wobei ich keine andere Möglichkeit mehr sah, ihn in seinem wilden Lauf zu stoppen, als durch eine Kugel.

Die Frau selbst war gegangen. Ich hörte noch ihr Schluchzen. Ein Mann war jetzt bei ihr und beruhigte sie.

Shao kam zu mir. Sie sah den Schwerverletzten und schluckte. »Mein Gott«, flüsterte sie.

»Ich mußte mit seiner Waffe schießen. Und die war mit abgefeilten Kugeln geladen«, erklärte ich mit rauer Stimme. Meine Beretta hatte ich wieder an mich genommen, und ich dachte darüber nach, wer mir die zwei Killer geschickt hatte.

Vielleicht würde der andere reden, wenn er aus seiner Bewußtlosigkeit erwachte.

Endlich kam der herbeigesehnte Krankenwagen. Das Warnlicht rotierte und überschüttete uns mit seinem flackernden Schein, so daß wir wie lebende Tote aussahen.

Auch die Polizei war zur Stelle und begann augenblicklich mit den Absperrarbeiten.

Der Arzt zog ein bedenkliches Gesicht, als er den Verletzten sah. »Sieht nicht gut aus!« meinte er und gab seine Anordnungen.

»Wer hat ihn erwischt?«

Ich schaute den Sanitätern zu, wie sie den Schwerverletzten vorsichtig hochhoben und auf eine Trage legten. »Das war ich, Doc, aber mit seiner Waffe.«

»Deshalb dieses Einschußloch.«

»Genau.«

»Die Gangster werden heutzutage immer brutaler. Straßenschlachten überall, dann Mord und Todschlag. Wo soll das noch alles hinführen, Oberinspektor?«

»Fragen Sie nicht mich, Doc. Ich bin ebenso schlau wie Sie, glauben Sie mir.«

»Klar.« Er hatte ein Zeichen seines Sanis gesehen und stieg zu dem Killer in den Wagen. Mit heulenden Sirenen rauschte das Fahrzeug davon.

Die Polizisten hatten die Neugierigen zurückgedrängt. Ich wurde

angesprochen und gab in Stichworten zu Protokoll, was geschehen war.

»Um Details kümmere ich mich später«, gab ich den Polizisten bekannt.

Sie nickten.

Dann ging ich zu Suko. Mein Freund hatte seine Harley inzwischen aufgebockt und den niedergeschlagenen Gangster im Fond des Vauxhall verfrachtet.

Dort lag er nun und sagte kein Wort. Er war mit einem halben Arsenal von Waffen herumgelaufen. Suko hielt zwei Revolver und ein feststehendes Messer in den Händen. Alle drei Dinge hatte er in eine Plastiktüte gesteckt, die ich einem Polizisten in treuer Obhut und zur Untersuchung der Gegenstände gab.

Die Harley hatte nichts abbekommen. Suko war genau und, dosiert gefahren.

Ich rollte den Vauxhall an den Straßenrand und nahm abermals im Fond Platz. Diesmal jedoch unter veränderten Vorzeichen, denn jetzt stellte ich die Fragen.

Laut Führerschein hieß der Mann Winston Ball, und er befand sich noch immer in tiefer Bewußtlosigkeit. Woher Suko das Wasser aufgetrieben hatte, wußte ich nicht. Auf jeden Fall leerte er über dem Knaben eine Schüssel. Shao, die zusah, schüttelte sich.

»Jetzt wird er hoffentlich wach«, meinte der Chinese.

Ich schaute mir den Mann an. Er hatte ein blaues Auge und eine Beule auf der Stirn. »Scheint sich gewehrt zu haben«, bemerkte ich sarkastisch.

»Und wie.« Suko grinste. »Ich mußte zweimal zuschlagen.«

»Du wirst alt, Dicker«, sagte ich. »Bud Spencer schafft das im Kino immer mit einem Schlag.«

»Ich wiege auch nicht so viel. Sei froh, daß ich dich aus den Klauen dieser beiden geholt habe.«

»Das hätte ich schon selbst geschafft«, wiegelte ich ab. »Ich wollte nur mal sehen, ob du auch achtgibst.«

»Strunz, geh in die Hütte.« Suko lachte, und ich boxte ihm gegen die Hüfte.

Winston Ball erwachte. Seine Lider flatterten, als er die Augen aufschlug.

Dabei schaute er ziemlich dumm aus der Wäsche, als könnte er nichts begreifen.

»Hier spielt die Musik«, sagte ich.

Mit einem Auge sah er mich nur richtig. Das andere war halb geschlossen. Der Mann stöhnte und fuhr über seinen Kopf, wobei er zusammenzuckte.

»Also Meister, was war los?« stellte ich die erste Frage. »Ihr wolltet

mich umbringen.«

»Wie?«

»Er braucht noch einen Schluck Wasser«, meinte Suko, der neben dem Wagen mit der offenen Tür stand.

»Verpiß dich, du Chink!«

Da wurde ich sauer. »Keine Beleidigungen und Obszönitäten, bitte«, warnte ich ihn »Was Sie und Ihr Kumpan mit mir vorhatten, war ein astreiner Mordversuch.«

»Eine Spazierfahrt nennen Sie Mordversuch?« höhnte er.

»Zudem hat ihr Kumpan mit dem Schnauzbart versucht, eine weibliche Geisel zu nehmen. Das rechnen wir Ihrem Konto ebenfalls hinzu Außerdem bin ich sicher, daß ihr in irgendeiner Kartei verewigt seid. Zusammen mit den Vorstrafen und dem jetzigen Verbrechen kommt eine hübsche Latte zusammen.«

Die Rede beeindruckte ihn, denn er schloß seine große Klappe. »Was ist mit Nick?« fragte er nach einer Weile.

»Vielleicht kommt er durch.«

In seinem noch offenen Auge blitzte es auf. »Was soll das heißen?«

»Ich habe ihn angeschossen, als er sich eine Geisel nehmen wollte. Er wurde von einer Kugel aus seiner eigenen Waffe getroffen. Muß ich noch mehr sagen?«

»Nein, es reicht.«

»Haben Sie auch Ihren Revolver mit Dummdumm-Geschossen geladen?« fragte ich scharf.

Er schwieg. Und das reichte uns als Antwort. Ich warf Suko einen schnellen Blick zu. Mein Partner preßte die Lippen hart aufeinander. In ihm mußte ein ähnliches Gefühl toben wie in mir. Wie konnten Menschen nur mit diesen verdammten Kugeln schießen? Das ging in meinen Kopf einfach nicht rein.

Ich wandte mich wieder an den Gefangenen. »Jetzt hätte ich natürlich gern gewußt, wer euch auf mich angesetzt hat.«

»Was springt für mich raus?«

Damit hatte ich gerechnet. Es ist meistens so, daß Gangster, wenn sie in der Klemme sitzen, versuchen zu handeln. Oft gingen wir auch darauf ein, weil wir dann Hintergrundinformationen bekamen, die manchmal sehr wichtig waren.

»Ich könnte so einiges vergessen«, schlug ich vor.

»Was?«

»Vielleicht den Mordversuch. Aber das kommt allein auf Sie an, Meister.«

Er überlegte. Zu lange Zeit wollte ich ihm nicht lassen, er hätte sich zu leicht eine Geschichte sprich Ausrede einfallen lassen können.

»Was ist? Wollen Sie reden oder nicht?«

»Ich habe den Mann nur einmal gesehen. Außerdem komme ich nicht

aus London.«

»Und wie hieß der Kerl?«

»Keine Ahnung.«

Ball log, das merkte ich sofort, ging nicht weiter darauf ein, sondern stellte die nächste Frage. »Wohin solltet ihr mich schaffen?«

»Zu einer U-Bahn-Station.«

»Was?«

»Ja, da in Pimlico.«

»Was wäre da gewesen?«

»Keine Ahnung. Wir sollten Sie ja nicht auf den Bahnsteig bringen, sondern zu einem Schacht. Der liegt auf einem unbebautem Grundstück, und da wollte der andere Sie in Empfang nehmen. Das ist eigentlich alles.«

»Ihr hattet also nicht den Auftrag, mich zu töten?«

»Nie.«

Abermals war ich sicher, daß er mir die Hucke vollzog, doch das Gegenteil konnte ich ihm nicht beweisen. Ich fragte ihn nach dem genauen Ort. Er beschrieb ihn auch so gut, daß es uns keine Mühe bereiten würde, ihn zu finden.

»Jetzt will ich nur noch den Namen wissen!« forderte ich ihn auf.

»Den sage ich nicht.«

»Aber Sie kennen ihn?«

»Ja.« Er schluckte, und auf seinem Gesicht breitete sich Angst aus.

»Wenn ich rede, nieten die mich um.«

»Wer sind die?«

»Dieser Mann hat mir nur mit einem Wort gedroht«, erwiderte Winston Ball und atmete schwer. »Mordliga!«

Da wußte ich Bescheid.

Hinter mir räusperte sich Suko. Auch er war von dieser Antwort überrascht worden.

Mordliga! Das bedeutete Solo Morasso, alias Dr. Tod. Hinzu kamen Lady X, Tokata, der Samurai des Satans, Vampiro-del-mar, Marvin Mondo, der teuflische Wissenschaftler und Lupina, die Königin der Wölfe, in die ich mich einmal verliebt hatte, als mich ein teuflisches Serum in einen Werwolf verwandelte.[2]

Soviel wir wußten, war die Mordliga noch nicht vollständig. Dr. Tod suchte nach dem letzten Mitglied, dessen Namen wir bereits kannten, aber nicht wußten, wie er aussah und wo er hauste. Das war Xorron, Herr der Zombies und Ghouls.

Wir hatten ihn nicht gefunden, Morasso auch nicht. Es war ein gemeinsamer Wettlauf. Einen Sieger hatte es bisher keinen gegeben.

Jetzt mischte er wieder mit. Welche Pläne verfolgte Dr. Tod? Klar, er wollte mein Ende, ich aber auch seins Wir waren Todfeinde.

Vielleicht konnte ich mich sogar als Verlierer bezeichnen, denn Solo

Morasso oder vielmehr seinem Vasall Tokata war es gelungen, mir den magischen Bumerang abspenstig zu machen.

Ich glaubte nicht daran, daß Solo Morasso sich allein in London aufhielt, der hatte bestimmt seine Schützlinge mitgebracht, sonst hätte er nicht den Namen Mordliga erwähnt.

»Ist irgendein Zeitpunkt ausgemacht worden?« erkundigte ich mich bei dem Killer.

»Nein. Nur so rasch wie möglich.«

Ich wußte Bescheid. An Sukos Gesicht las ich ab, daß er den gleichen Plan verfolgte wie ich. Wir würden zu diesem Treffpunkt gehen, doch dann wollten wir das Spiel dirigieren.

Ich kletterte wieder aus dem Wagen.

Suko hatte schon zwei Polizisten herbeigewinkt. Sie kümmerten sich um den Gangster, legten ihm Handschellen an und zogen ihn aus dem Vauxhall.

Als er abgeführt wurde, drehte er sich noch einmal um. »Und vergessen Sie Ihr Versprechen nicht, Bulle, sonst holt sie der Teufel!« Er lachte.

Suko runzelte die Stirn. »Dieser Typ gehört zu den unbelehrbaren«, meinte er und erntete damit meine Zustimmung.

Am liebsten wäre ich sofort losgefahren, das allerdings wäre unklug gewesen. Wir waren nicht gut genug ausgerüstet. Deshalb einigten wir uns auf folgenden Plan.

Suko wollte Shao zum Treffpunkt mit Jane bringen, während ich zum Bentley lief und auf direktem Weg nach Hause fuhr. Wenn Suko dort eintraf, wollten wir gemeinsam weiterfahren.

Ein gutes Gefühl hatte ich nicht, Freunde. Wenn es gegen die Mordliga ging, kam ich mir immer vor wie jemand, der zum Elektrischen Stuhl schritt.

***

Blut rann über das deformierte Gesicht des Ghouls und vermischte sich mit dem schleimigen Körper.

Er aß die Ratte!

Earl Hatfield hatte das Gefühl, einen, bösen Alptraum zu erleben.

Gleichzeitig wurde ihm schlecht. Dieses Wesen, das da in der Ecke hockte, konnte er nicht einordnen. Wie sollte er auch, denn von einem Ghoul hatte er noch nichts gehört.

Seine rechte Hand, die die Lampe hielt, zitterte. Der Strahl tänzelte auf und nieder und ließ den Ghoul wie in einem gespenstischen Muster erscheinen.

Die Ratte war verschlungen. Im nächsten Moment spie der widerlichste aller Dämonen die Knochen aus. Die Geräusche, mit denen sie auf den Steinboden fielen, erzeugten bei Earl Hatfield eine

Gänsehaut. So etwas hatte er noch nie gesehen, und als er jetzt das gierige Schmatzen des Wesens vernahm, da hielt ihn nichts mehr an seinem Platz. Er mußte Hilfe holen, wollte so schnell wie möglich weg. Er dachte im Moment auch nicht mehr an sein Sprechgerät, das alles hätte ihn zu sehr aufgehalten.

Hatfield machte kehrt.

Nur drei Schritte weiter befand sich die Tür. Eine lächerliche Distanz, die er normalerweise auch geschafft hätte, doch in seinem Rücken lauerte der zweite Ghoul. Er hatte sich in den toten Winkel der Tür verkrochen, dicht an der Wand. Und lautlos war er vorangeschlichen, als Hatfield voller Entsetzen auf seinen Artgenossen starrte.

Der erste Ghoul bewegte sich voran. Er veränderte dabei seinen Körper, der Schleim zog sich in die Länge und lief als quallige Masse über den Boden.

Das sah Earl Hatfield nicht mehr, dann man ließ ihn genau zwei Schritte weit kommen.

Plötzlich spürte der Bahnbeamte, wie sich etwas Kaltes um seinen linken Fußknöchel wickelte. Für den Bruchteil einer Sekunde lähmte ihn der Schreck. Als er dann die Lampe senkte und der Strahl nach unten fiel, traf er auf den Ghoul.

Hatfield schrie vor Entsetzen. Dieses grün-gelb-grau schillernde widerliche Etwas erhob sich aus der klumpigen Form, wurde lang und länger und kroch an seinem Körper hoch.

Mit der Lampe schlug Hatfield zu.

Er traf dort, wo der Kopf des Wesens sich nur andeutete. Die Lampe hieb in den Schleim, es gab ein klatschendes Geräusch, mehr geschah nicht.

Der zweite Ghoul war bereits heran. Auch er packte zu. Abermals spürte Earl Hatfield die Berührung an seinem Bein, und als der Ghoul daran zog, verlor der Bahnbeamte das Gleichgewicht.

Er wollte den Aufprall noch vermindern, bekam jedoch die Arme nicht mehr ausgestreckt. Statt dessen fiel er auf die Ellenbogen, und ein scharfer Schmerz durchzuckte seine Arme.

Im nächsten Augenblick waren die Ghouls über ihn Hatfield hörte das Klatschen, spürte den Druck auf seinem Körper und vernahm ein gieriges Schlürfen.

Er hatte sich herumgeworfen, lag auf dem Rücken, doch er konnte sich nicht bewegen, weil die wie Gummi wirkenden Arme ihn festhielten.

Dafür schaute er in eine Fratze, die nur sehr wenig Ähnlichkeit mit einem menschlichen Gesicht zeigte. Nur in den Umrissen war es zu erkennen.

Zudem veränderte sich das Gesicht laufend. Da floß mal etwas zusammen, dann wieder auseinander und formte sich schließlich zu

einem breiigen Etwas um.

Hatfield stöhnte vor Angst und Grauen. Er schlug um sich, traf auch, doch kein Schlag zeigte Wirkung. Die Lampe war ihm entfallen. Sie lag am Boden und leuchtete weiter, so daß jeder Beobachter den Todeskampf in einem gespenstischen Licht gesehen hätte.

Hatfield wurde nur von einem Ghoul festgehalten. Der andere, der die Ratte verschlungen hatte, bewegte sich vor und holte einen Gegenstand aus der entferntesten Ecke.

Es war eine Eisenstange!

Mit ihr kroch er zurück.

Der Ghoul hatte einen Arm direkt um den unteren Teil der Stange gewickelt. Er besaß keine Hände, alles war schleimig, tropfte, sammelte sich zu einer Pfütze, die, wie von Geisterhänden bewegt, wieder auf den Ghoul zuwanderte und sich mit ihm vereinigte.

Verzweifelt versuchte Earl Hatfield, den Griff zu sprengen. Er schaffte es nicht, kam nicht aus der Umklammerung los, und er mußte mit ansehen, wie der Ghoul, der ihn festhielt, seinen oberen Körper vorbeugte.

In seinem Gesicht zog sich die untere Hälfte zurück. Der Schleim wanderte nach hinten und gab etwas frei, das den Mann in eine regelrechte Panik brachte.

Zwei Zahnreihen.

Nadelspitz, wie geschliffen, ein furchterregender Anblick, den Earl Hatfield kaum verkraften konnte.

Er wimmerte.

Plötzlich waren seine Kräfte verschwunden, der letzte Widerstandswille brach wie eine gläserne Brücke, er wurde im Griff des schleimigen Monsters schlapp.

Der zweite Ghoul war heran. Hatfield sah auch ihn dicht vor sich. Er war noch einmal entsetzt über den Anblick des dünnen Blutes innerhalb des Ghoulkörpers, und er schüttelte sich.

Dann hob der Dämon den Arm.

Ein letzter, verzweifelter Schrei drang aus dem weit geöffneten Mund des Bahnbeamten, der jedoch abbrach, so daß nur das schaurige Echo innerhalb des Gewölbes widerhallte.

Und das war noch zu hören, als der Mann bereits nicht mehr lebte. Die Ghouls hatten ihr Opfer.

Sie hielten es weiter fest. Das Killerwesen warf nur die Eisenstange weg.

Dann ließen sich die beiden nicht mehr stören…

***

Obwohl er nur einen Arm besaß, führte er das Schwert mit dem Können eines wahren Meisters. Die in der Hölle geschmiedete Klinge

wischte durch die Luft, hieb gegen Wände und zerstörte sie, als bestünden sie aus weicher Pappe.

Tokata war in seinem Element er schlug den Weg regelrecht frei.

Allerdings nicht für sich, sondern für seinen Herrn und Meister, Dr. Tod.

Er hatte befohlen, daß das Mauerwerk niedergerissen wurde, um zu ihnen zu gelangen. Denn Solo Morasso befand sich noch immer auf der Suche nach Xorron. Er hatte Tokata und Lady X mitgenommen. Die restlichen Mitglieder der Mordliga befanden sich in einem geheimen Versteck, von dem bisher niemand etwas wußte oder auch nur ahnte.

Selbst John Sinclair nicht, Hauptfeind der Mordliga. Und auch Asmodina, die Teufelstochter, hatte ihn in diesem Versteck noch nicht aufgesucht, seitdem ihr beiderseitiges Verhältnis ziemlich frostig geworden war. Dr. Tod wollte sich nicht mehr gängeln lassen, er glaubte, stark genug zu sein, um seine eigene Truppe aufbauen zu können, das sollte Asmodina genau wissen.

Sie beobachtete mit Argwohn seine Aktivitäten, ließ ihn aber gewähren, sofern sie gegen die Menschheit im allgemeinen gerichtet waren, denn die Menschen haßte Asmodina ebenfalls. Nur durfte sich Dr. Tod nicht in ihre Belange einmischen, dann bekam er mit der Teufelstochter Ärger.

Es lag noch gar nicht so lange zurück, da hatte sie ihm bewiesen, wie mächtig sie war. Bei den Flammenden Steinen war es Dr. Tod gelungen, Myxin, den Magier, festzunehmen. Asmodina wollte ihn haben, Morasso stellte Bedingungen. Da hatte die Teufelstochter ihn so zurechtgestutzt, daß er eine ganze Weile brauchte, um sich von diesem Schock zu erholen. Nun war er wieder obenauf und suchte verzweifelt nach Xorron, der irgendwo auf der Erde sein Grab oder seinen Unterschlupf haben mußte. Asmodina wußte den Ort, allerdings dachte sie nicht daran, ihn Dr. Tod zu verraten. Und so machte sich Solo Morasso daran, Xorron allein zu finden, ohne fremde Hilfe.

Spuren hatte es gegeben, aber sie waren wieder im Sande verlaufen. In Deutschland, in der Gruft der Leichenräuber, hatten zwei Ghouls gehaust, die angeblich Bescheid wissen sollten, weil sie schon uralt waren. Doch der Geisterjäger John Sinclair war der Mordliga wieder in die Quere gekommen und hatte dem Ghoulspuk ein Ende bereitet. Dabei hatte Dr. Tod sogar schon ein Sarglager in einem Bunker einrichten lassen, damit die Zombies und Ghouls, die von Xorron angeführt wurden, Unterschlupf fanden.

Vorbereitet hatte er wirklich alles sehr gut, nur der Erfolg zeigte sich noch nicht. Vielleicht hatten sie jetzt Glück, denn Dr. Tod hatte erfahren, daß in einem zugemauerten Verlies in der Londoner

Kanalisation Ghouls hausen sollten. Das Verlies war vor einigen Hundert Jahren geschaffen worden, und Dämonen überlebten die Zeit, auch wenn sie nichts bekamen.

Die Ghouls konnten unter Umständen etwas über Xorron wissen, deshalb ließ Dr. Tod sie frei. Zwei hatte er schon befreit, doch die waren zu jung, sie hatten nichts gewußt.

Auf Umwegen war Solo Morasso nach England gelangt, und heimlich drang er in London ein, wo sein Erzfeind John Sinclair lebte. Er hatte einfach nicht daran vorbeigekonnt und zwei Killer damit beauftragt, ihm John Sinclair zu bringen. Er wollte den Geisterjäger als Nahrung für die Ghouls haben.

Vielleicht schafften es die Männer. Dämonen und andere Schwarzblüter hatten dies bisher nicht fertiggebracht, weil sich Sinclair inzwischen zu gut auf sie eingestellt hatte.

Die Mauer fiel.

Noch ein letzter Streich, und ein riesiger viereckiger Stein polterte zu Boden.

Tokata drehte sich um. Er sah aus wie immer. Trug die Maske vor dem verwesten Gesicht und den dicken Panzer, der aus einem seltsamen Leder bestand, dessen Herkunft selbst Dr. Tod unbekannt war. Tokata besaß nur einen Arm, der zweite, der linke, war ihm durch den Bumerang abgeschlagen worden.

Lady X hielt sich hinter dem Führer der Mordliga auf. Sie hieß mit bürgerlichen Namen Pamela Barbara Scott und war eine ehemalige Terroristin gewesen, bevor sie zur Mordliga stieß. Dr. Tod nahm sie gern mit, denn sie konnte sich als ein Mensch unter den Menschen bewegen, ohne daß es auffiel. Bei Dämonen war dies nicht der Fall. Tokata hätte überall eine Panik hervorgerufen.

Langsam nur senkte sich der Staub, so daß Lady X und Dr. Tod erst jetzt einen Blick auf die Öffnung werfen konnten.

Sie sahen nichts. Es war nur finster. Vom nächsten Kanal fiel auch so gut wie keine Helligkeit in das unterirdische Verlies.

»Licht! Wir brauchen Licht!« befahl Morasso.

Lady X nahm ihre Taschenlampe vom Gürtel und reichte sie ihrem Boß.

Sie trug ihre Standardkleidung. Eine enge Hose, einen dunklen Pullover, und halbhohe Stiefel. Ihre schwarze Haarflut war wild und ungebändigt.

Sie war eine Frau, die Dynamit in den Adern hatte, aber auch brandgefährlich und ohne Gefühl. Schon mancher Mann war auf sie reingefallen, und danach hatte es für ihn ein böses Erwachen gegeben.

Lady X nutzte die Männer eiskalt aus. Sie hatte früher mit ihnen gespielt und tat es heute noch, falls sie dazu Gelegenheit bekam. Dabei hatte sie ein Herz aus Stein. Als Mensch war sie ebenso gefühllos wie

ein Dämon aus der Dimension des Schreckens.

Dr. Tod schaltete die Lampe an. Im breiten Strahl tanzten noch zahlreiche Staubteilchen. Winzig, nur mehr flimmernde Reflexe.

Lady X trat an ihren Boß heran, um einen besseren Blick in den Raum werfen zu können, der noch vor wenigen Minuten durch eine Wand verdeckt gewesen war.

Der Strahl verlor sich in einem alten Schacht. Ein nahezu bestialischer Gestank drang Dr. Tod und Lady X entgegen. Beide waren sie Menschen, und es war ihnen fast unmöglich, Atem zu holen. Dieser Geruch brachte sie fast um.

Dr. Tod hatte sich besser in der Gewalt als die Frau. Er schüttelte nur den Kopf und ging sogar noch näher heran.

Etwas schimmerte bleich.

Knochen!

Die Gebeine lagen direkt neben einer Rinne, die wohl vor 200 Jahren mal als Abfluß gedient hatte. Jetzt befand sich kein Wasser oder Abwässer darin, sondern nur trockener Schlamm.

Fahl glänzten die Gebeine. Tier- und Menschenknochen waren miteinander vermischt. Die Ghouls, die hier gelebt hatten, waren auf eine wahre Fundgrube gestoßen.

Existierten sie noch?

Ja, es gab sie tatsächlich. Als Dr. Tod die Lampe weiterschwenkte sah er einen mühsam hochgereckten Arm, der den Lampenstrahl durchbrach. Das war ein Ghoul.

Der gelbe Schein kam zur Ruhe. Deutlich riß er das Bild aus der Finsternis. Selbst der abgebrühten Pamela Scott rann ein Schauer über den Rücken, als sie die Gestalten sah.

Sie waren Ausgeburten der Hölle. Widerlich, schrecklich und ekelhaft anzusehen. Und sie mußten schon sehr lange Zeit hier unten liegen, weil ihre ansonsten schleimigen Körper völlig ausgetrocknet waren. Wo sonst der Schleim gesessen hatte, gab es nur Geschwüre, Beulen und Krater.

Ein wirklich grausames Bild. Doch Dr. Tod schreckte es nicht. Um sein Ziel zu erreichen, war ihm jedes Mittel recht. Da nahm er auch die von Dämonen selbst oft geächteten Ghouls in Kauf.

Das plötzliche helle Licht hatte nicht nur einen Ghoul aufgeschreckt, sondern alle vier.

Träge bewegten sie ihre stinkenden Körper, denn sie waren es, die den Gestank verbreiteten. Plumpe Arme stemmten das Gewicht in die Höhe.

Es kam den Beobachtern so vor, als hätten die Wesen Jahrhunderte geschlafen.

Aus ihren Mäulern drang das erste Grunzen und Schmatzen. Widerliche Geräusche. Diese Ghouls hier waren anders als die beiden,

die sich schon in Freiheit befanden. Ihre Körper zeigten die Trockenheit eines Bachbetts im Hochsommer.

Die Monstren waren von unterschiedlicher Größe. Manche wirkten plump, andere wiederum lang. Ihre Gesichter waren schiefe, trockene Fratzen. Dabei fielen die Mäuler besonders auf. Zwei von ihnen hatten sie aufgerissen.

Lady X und Dr. Tod sahen deutlich die Zähne, die noch alle vorhanden waren.

Tokata hatte sich vor die beiden gestellt. Sein Schwert hielt er in der rechten Faust. Sollten die Ghouls irgendwelchen Unsinn machen, würde er sofort zuschlagen.

Lady X stieß ihren Herrn und Meister an. »Ich habe keine Lust mehr, noch weitere Zeit in diesem stinkenden Keller zu verbringen. Ich verschwinde.«

Die eisgrauen Haare des MenschDämons schienen sich noch weiter aufzurichten. Harte Kieselsteinaugen bohrten sich mit ihren Blicken bis auf den Grund der Seele.

Lady X zuckte zusammen. Sie kannte diese Blicke. Dann stand Morasso kurz vor einer Explosion. »Ich will ja nicht für immer verschwinden!« zischte sie. »Aber die beiden Killer müßten längst an dem vereinbarten Treffpunkt sein.«

»Mit Sinclair?« fragte Morasso.

»Ich hoffe es.«

»Und was hast du vor?«

»Sollten sie tatsächlich den Geisterjäger gepackt haben, dann niete ich ihn um und werfe seine Leiche den Ghouls vor. Etwas Besseres kann uns gar nicht passieren.«

Dr. Tod war einverstanden. »Du kannst gehen. Weißt du noch den Weg hinaus?«

»Ja, den kenne ich.« Lady X wandte sich ab und nahm ihre Maschinenpistole auf, die sie an die Wand gelehnt hatte. Auf ihr würde sie Sinclair zum Todestanz spielen…

***

In der Leitstelle wurde man inzwischen unruhig. Dustin Ambrose fragte irgendwann einmal: »Hat Earl sich eigentlich noch nicht zurückgemeldet?«

»Nein«, wurde ihm geantwortet. »Er hat auch noch Dienst.«

»Keine Zwischenmeldungen, meine ich.«

»Auch nicht.«

»Das ist nicht normal«, sagte der Dienststellenleiter.

»Eigentlich nicht, Sir.«

»Und dann sitzen Sie hier noch herum?« zischte der Mann. »Los, rufen Sie Hatfield über Walkie-talkie an.«

Das wurde gemacht. Und sie hörten auch was. Nur konnte niemand sagen, ob Earl Hatfield das Gerät angestellt hatte, denn die Geräusche, die durch den kleinen Lautsprecher klangen, waren alles andere als angenehm. Das hörte sich an wie Schmatzen, Knacken und Knirschen…

Die Männer schauten sich an. Und der Dienststellenleiter fragte: »Hat einer von Ihnen eine Erklärung?«

Kopfschütteln.

»Kann ich mit Vorschlägen rechnen?«

»Ein Unfall ist wohl nicht passiert«, meinte einer von Hatfields Kollegen, »sonst hätten wir von Earl…«

»Natürlich kann ein Unfall passiert sein«, schnitt ihm der Chef das Wort ab. »Ich bin mir sogar sicher, daß einer passiert ist. Deshalb werden zwei Leute den Kollegen Hatfield suchen.« Dustin Ambrose wählte zwei erfahrene Männer aus, die sich sofort bereitmachten.

»Und geben Sie nur Bescheid, ob sie irgend etwas gesehen oder bemerkt haben.«

»All right, Sir.«

Als die Männer den Leitstand verließen, wurden einige hundert Yards weiter in einem U-Bahn-Tunnel mehrere Gegenstände auf die Schienen geschleudert.

Es waren Knochen…

***

Entweder war den Ghouls der Instinkt im Laufe der Zeit verlorengegangen, oder sie hatten ihn nie besessen, auf jeden Fall drehten sie durch.

Der Kleinste unter ihnen war am schlimmsten. Er bewegte sich auf Dr. Tod zu, wobei er sein Maul aufgerissen hatte und voranwuchtete.

»Bleib stehen!« warnte ihn Morasso.

Der Ghoul dachte nicht daran.

Dr. Tods nächstes Wort bedeutete für den widerlichen Dämon ein Todesurteil. »Tokata!«

Der Samurai des Satans wußte genau, was er zu tun hatte. Das Schwert hielt er noch in der Hand. Damit schlug er von oben nach unten zu und spaltete den Ghoul in zwei Hälften. Das Schwert eine - schwarzmagische Waffe - konnte sowohl gegen Dämonen als auch gegen normale Menschen eingesetzt werden. Es erzielte jeweils die gleiche Wirkung.

Der Ghoul war erledigt. Ein kleines Rinnsal lief noch aus seiner rechten Körperhälfte mehr nicht.

Ein zweiter versuchte es.

Auch er wurde von Tokata halbiert.

Nach dieser Demonstration spürten die anderen, daß hier ein

besonderer Gegner vor ihnen stand. Trotz ihres rasenden »Hungers« hielten sie sich zurück.

»Ich bin euer Meister«, sagte Dr. Tod, und seine Stimme besaß einen harten Unterton. »Ich hoffe, ihr restlichen beiden habt das langsam begriffen!«

Dr. Tod wartete auf eine Antwort, die bekam er nicht. Die Ghouls starrten ihn stumm an.

»Wir haben euch befreit«, fuhr er in seiner Rede fort. »Dankbarkeit erwarte ich nicht, jedoch ein gewisses Entgegenkommen Haben wir uns verstanden?«

Die Ghouls schwiegen weiter.

Dr. Tod ließ sich nicht beirren. »Es ist nur eine kleine Gefälligkeit, die ihr uns erweisen sollt. Und zwar geht es um Xorron, den Herrn der Zombies oder Ghouls. Wo kann ich ihn finden?«

Als Solo Morasso den Namen aussprach, zeigten die Ghouls zum erstenmal eine Reaktion. Sie duckten sich, als hätte jemand mit einer Peitsche auf sie eingeschlagen. Dann schüttelten sie unwillig ihre Körper, und die Gesichter verzogen sich.

»Habt ihr Angst?«

Nicken.

Dr. Tod dachte einen Moment nach. Dann stellte er sich neben Tokata und nickte ihm zu.

Der Samurai des Satans hob sein Schwert. Er tat dies mit einer bedächtigen Bewegung, und die Ghouls verfolgten die Klinge genau mit ihren Blicken. Sie öffneten ihre Mäuler. Gurgelnde, krächzende Laute drangen hervor, die bewiesen, daß sie Angst hatten.

»Ich will eine Antwort.«

Der größere Ghoul raffte sich zusammen. Abgehackte Laute formierten sich zu gestammelten Worten. »Wir können dir nichts sagen. Xorron will seine Ruhe haben.«

»Aha, ihr wißt also, wo er sich aufhält«, folgerte Solo Morasso sofort.

»Ja.«

»Dann sagt es.«

»Wenn wir ihn verraten, wird er uns töten!«

Dr. Tod lachte nur. »Was macht es für einen Unterschied, wenn er oder wenn ich euch töte? Denkt nach. Von mir wird Xorron nie erfahren, wer mir den Tip gegeben hat. Wenn ihr euch jedoch weigert, wird Tokata mit seinem Schwert zuschlagen. Dagegen habt ihr keine Chance. Zwei von euch sind vernichtet. Wollt ihr das gleiche Schicksal erleiden?«

Die Ghouls überlegten. Dr. Tod ließ ihnen die Zeit. Auch er mußte sich erst auf die neue Situation einstellen. Was er nicht zu hoffen gewagt hatte, war eingetreten. Endlich hatte er eine Spur von Xorron gefunden.

Wie lange hatte er nach ihm gesucht? Welche Strapazen hatte er auf sich genommen, war dabei in eine Auseinandersetzung mit Asmodina geraten, hatte die Spur in Deutschland verfolgt und war in eine Sackgasse gestoßen, doch nun schien er endlich am Ziel seiner Wünsche angelangt zu sein.

Vielleicht befand sich Xorron sogar hier in der Nähe? Unter Umständen lauerte er in der Londoner Unterwelt?

Das war durchaus möglich, und plötzlich dauerte es Dr. Tod schon zu lange, bis er eine Antwort bekam.

»Redet!« zischte er. »Wo befindet sich Xorron?«

»Nicht hier«, antwortete der größere der Ghouls.

»Das sehe ich! Hat man ihn vielleicht auch in London begraben? Befindet er sich in der Stadt?«

»Nein!«

»Wo dann?« Dr. Tod schrie. Seine Stimme hallte als schrilles Echo durch das Verlies.

»Er ist weit weg. In einem großen Land und in einer großen Stadt. Da liegt er.«

»In der Stadt?«

»Ja.«

»Und wie heißt die Stadt?«

»Die Menschen nennen sie jetzt New York!«

Solo Morasso ballte unwillkürlich seine Hände. New York hatte der Ghoul gesagt. Verdammt, das hatte ihm ausgerechnet noch gefehlt. New York, in den Staaten, an der Ostküste lag diese Riesenstadt, in der es Tausende von Schlupfwinkeln gab. Wie sollte er Xorron da jemals finden?

»New York ist sehr groß«, erklärte er. »Wo genau muß ich nach Xorron suchen?«

»Das wissen wir nicht.«

»Ihr wollt es nicht sagen!«

»Nein, wir wissen wirklich nicht Bescheid. Bevor wir eingemauert wurden, hörten wir, daß Xorron in ein anderes Land wollte. Er hat uns nicht gesagt, warum.«

»Ist er allein?«

»Nein, er hat seine Begleiter mitgenommen.«

»Wie viele sind es?«

»Das wissen wir auch nicht genau. Vielleicht 20, vielleicht 50?«

Da grinste Solo Morasso. Er stellte sich schon vor, wie es sein würde, wenn fünfzig Ghouls oder Zombies New York eroberten. Die Weltstadt würde in ein Chaos gestürzt. Seine Augen glänzten, denn wenn das zutraf, würde er der Herr über dieses Chaos sein.

»Ihr habt mir geholfen«, sagte Solo Morasso. »Ich werde an euch denken. Wenn ich Xorron tatsächlich finden sollte, dann vergesse ich

euch auch nicht. Ich werde euch zu mir nehmen, damit ihr mit den anderen Ghouls und Zombies eine Gemeinschaft bildet. Doch merkt euch für die Zukunft eins: Der Herr und Meister bin ich. Solo Morasso, auch Dr. Tod genannt!«

Die Ghouls nickten. Sie waren froh, daß alles so gekommen war und Tokata nicht mehr mit seinem Schwert zuschlug, das so gefährlich war.

»Können wir dann jetzt gehen?« fragte der Sprecher.

Dr. Tod überlegte. »Ihr habt Hunger, nicht?« fragte er nach einer Weile.

»Ja.«

»Es gibt genügend Menschen, die auf euch warten. Wir werden den Eingang nicht mehr zumauern, ihr könnt das Verlies hier verlassen. Geht durch den Tunnel, und dann werdet ihr schon auf Menschen treffen, das verspreche ich.«

»Was ist mit der Frau?«

»Auf die warte ich. Sie wird vielleicht etwas mitbringen, woran wir alle unsere Freude haben.« Morasso lachte und rieb sich die Hände. Dann nickte er den Ghouls zu. »Verschwindet.«

Das ließen sich die beiden widerlichen Dämonen nicht zweimal sagen.

Mit trägen, etwas plump wirkenden Bewegungen drückten sie sich an Morasso und Tokata vorbei.

Zwei Ghouls waren auf der Suche nach Opfern…

***

Wir fanden die Stelle, die uns der Killer so deutlich beschrieben hatte.

Sie lag nur eine Steinwurfweite von der U-Bahn-Station Pimlico entfernt.

Dort gab es tatsächlich noch ein leeres Grundstück, das allerdings mit Unkraut langsam überwuchert wurde. Außerdem sahen wir noch die Reste einer Fabrikhalle, von der das Dach abgefallen war, und die Außenmauern noch standen.

Leider hatten wir keine Zeit gehabt, einen Einstieg in die Kanalisation auf irgendeinem Plan zu suchen. Diese Unterlagen befanden sich in Händen der Stadtverwaltung, und dort wurde keine Nachtschicht geschoben.

Wir verließen uns auf unsere Nase und auf unser Glück.

Gut ausgerüstet waren wir. Nur Desteros Schwert hatte ich zu Hause gelassen. Das Ding war einfach zu unhandlich. Gegen den Riesenkraken hatte ich es allerdings einsetzen können.

Der Bentley stand dort, wo er vom verwilderten Grundstück aus nicht gesehen werden konnte. Zu Fuß hatten wir uns auf den Weg gemacht.

Das Grundstück konnte man als eine Oase bezeichnen, denn in der Nähe führte die breite Vauxhall Bridge Road entlang. Sie war unter anderem der Zubringer aus den südlichen Londoner Stadtteilen zur Victoria Station.

Früher hatte einmal ein Zaun das Grundstück umschlossen, jetzt war er niedergerissen.

Bevor wir das Gelände betraten, schauten wir uns um. Irgendwelche Feinde waren nicht zu sehen. Kein Mensch erwartete oder lauerte auf uns, am wenigsten die Mitglieder der Mordliga. Die Stille war schon greifbar.

Suko und ich gingen nicht nebeneinander her. Uns trennte eine Distanz von etwa zehn Schritten. Immer wieder duckten wir uns, so daß es eine Zeit dauerte, bis ich die Mauer des alten Gebäudes mit der Hand berühren konnte.

Hier blieben wir stehen.

Suko kam zu mir. Seine Gestalt schälte sich aus dem Dunkeln und wurde klar.

Ich hob die Schultern.

»Glaubst du an eine Finte?« fragte der Chinese.

»Nein, dieser Ball hat nicht gelogen. Die Mordliga saugt sich keiner aus den Fingern.«

Der Meinung war Suko auch. »Wo lauern sie dann?«

»Vielleicht am Schacht.«

»Den wir nicht entdeckt haben.«

»Richtig. Eventuell finden wir ihn innerhalb dieses Baus. Das gibt es doch, daß irgendwelche Firmen direkt an die Kanalisation angeschlossen sind.«

»Du meinst durch einen direkten Einstieg?«

»Genau, mein Junge.«

»Du sprichst schon wie Lady Sarah.«

Ich mußte grinsen. Dabei dachte ich auch an die Hexe vom Hyde Park.

Sie hatte ich erst vor wenigen Tagen gestellt, zusammen mit Lady Sarah Goldwyn und Glenda Perkins.[3]

Diesmal ging Suko vor. Der Eingang war schnell gefunden. In der Mauer klaffte ein riesiges Loch. Es war viereckig. Das ehemalige Rolltor hatte irgend jemand entfernt.

Abermals trauten wir uns nicht, die Taschenlampen einzuschalten. Wie zwei Diebe betraten wir, die Halle.

Soviel ich erkennen konnte, war sie leer. Buckel ragten aus dem Boden.

Das waren die noch stehengebliebenen Betonaufsätze für die Maschinen. Die Apparate selbst hatte man abgeräumt. Es waren auch Wände aufgeschlagen worden. Stromkabel hingen daraus hervor wie

erstarrte Schlangen. Die blanken Kupferdrähte glänzten.

Wir hatten uns getrennt. Während ich an der rechten Seite der Halle entlang schlich, nahm Suko die linke. An der den Eingang gegenüberliegenden Seite wollten wir uns treffen.

Soweit brauchte keiner von uns zu gehen, denn ich fand den Einstieg und wäre sogar fast darüber gestolpert, denn er stand offen. Der Betondeckel lag daneben.

Ich zischte durch die Zähne. Suko kannte das Zeichen und eilte herbei.

»Da«, sagte ich und deutete auf das Loch.

Beide schauten wir hinein. Suko holte die Lampe hervor. Es war normalerweise zu dunkel, denn wir konnten nichts sehen. Der helle Strahl fiel auf den Boden und hinterließ dort einen gelben Kreis.

Innerhalb des Kreises sahen wir es feucht glänzen. Es war allerdings kein Wasser, sondern nasser Schlamm. Auch vernahmen wir ein fernes Rauschen und sahen die Trittstufen aus Eisen, über die wir in die Tiefe klettern konnten.

»Schon wieder in die Unterwelt«, beschwerte sich Suko. Wie auch ich dachte er an den Kraken.

»Aber diesmal ohne Riesentier.«

»Dafür mit der Mordliga.« Suko hatte sich schon gebückt und wandte mir sein Gesicht zu. »Was ist dir lieber?«

»Keins von beiden.«

»Den Kraken hast du geschafft.«

»Und irgendwann knacke ich die Mordliga auch noch«, knirschte ich verbissen.

Suko sagte nichts mehr, sondern stieg nach unten. Ich wartete noch am Rand des Einstiegs hockend. Als mein Partner festen Boden unter den Füßen hatte, winkte er mir zu.

»Alles klar, John.«

Auch ich kam unten sicher an. Zweimal hatten sich die Eisenstufen leicht verbogen.

Als ich neben Suko stand, hatten wir die Wahl. Wir befanden uns in einem schmalen tunnelähnlichen Gang, der wenige Schritte weiter auf eine unterirdische Kreuzung zulief, wo ein Abwasserkanal durch die Rinne schäumte.

»In welche Richtung wenden wir uns?« fragte mich Suko. »Nach links oder rechts?«

Ich schaute zu beiden Seiten hin. Wir standen am Rand, mit dem Rücken fast an der Wand. Vor uns gurgelte und rauschte die Abwasserflut. Blasiger Schaum quirlte auf der Oberfläche.

Suko leuchtete mit der Lampe nach links, während ich noch darüber nachdachte, welchen Weg wir nahmen.

Die Entscheidung wurde uns abgenommen.

Etwa 30 Yards weiter brannte unter der gewölbten Decke eine durch ein Gitter geschützte Lampe. Ihr Schein war ziemlich trübe, ein paar blitzende Reflexe auf dem Wasser, das war alles.

Wir konnten jedoch erkennen, daß der unterirdische Abwasserbach um eine Kurve führte, deren Beginn im Dunkeln lag.

In der Kurve erschien plötzlich eine Gestalt. Leider konnten wir sie nicht genau erkennen, aber sie mußte uns gesehen haben, denn sie schleuderte uns nicht nur einen Fluch entgegen, der sogar das Rauschen des Wassers übertönte, sondern auch eine Garbe aus ihrer Maschinenpistole.

Wir sahen das fahle Mündungsfeuer und reagierten synchron.

Suko übersprang mit einem gewaltigen Satz den Kanal, landete auf dem schmalen Streifen auf der anderen Seite und prallte dabei noch gegen die Mauer. Er konnte sich schlecht halten, rutschte ab, und mit einem Bein landete er in die Brühe.

Ich hatte mich rückwärts orientiert. Wie vom Katapult geschleudert landete ich in dem engen Gang, der uns nach dem Einstieg als erster aufgenommen hatte.

Die Kugeln schwirrten wie wilde Hornissen. Sie hieben in die Wände oder klatschten ins Wasser.

Dann wurde es finster. Der Schütze hatte mit seiner zweiten Garbe die Lampe zerblasen.

Eigentlich war es eine Schützin. Beide hatten wir die Frauenstimme ausgemacht und sie auch identifiziert. Vor uns befand sich Lady X, ein Mitglied der Mordliga.

Abermals hörte ich das häßlich harte Geräusch der Abschüsse. Die Bleihummeln jaulten durch den Gang, und ich vernahm das Klatschen, wenn sie die Wände trafen und dort fingerlange Stücke heraushauten.

Es war zu gefährlich, weiter vorzukriechen und den Kopf um die Ecke zu strecken. So blieb ich erst einmal liegen und wartete ab.

Das Schießen verstummte.

Eine Minute etwas verging. Ich hatte mich hingehockt und die Beretta gezogen.

Dann vernahm ich Sukos Stimme. »Sie ist verschwunden!« rief mein Partner. »Du kannst kommen.«

Ich stand auf und wurde vom Schein einer Lampe getroffen, die Suko in der Hand hielt. Er sprang soeben über den Kanal.

»Ist dir was passiert?«

Der Chinese schüttelte den Kopf und deutete nach unten, wo das linke Hosenbein naß war. »Ich stinke nur ein wenig, ansonsten ist alles in Butter.«

»Das ist bei dir ja nichts Unnormales«, gab ich zurück.

»Du gurgelst gleich mit der Brühe hier«, gab mir Suko zu verstehen. Er schwenkte den Arm herum und leuchtete in den Gang hinein. Die

Ausläufer des Lichtstrahls erreichten fast die Kurve. Dort hielt sich niemand mehr auf.

»Madame hat sich verzogen«, sagte ich. »Komm, vielleicht kriegen wir sie noch.«

Obwohl wir es eilig hatten, überstürzten wir nichts. Lady X war eine abgebrühte Person. Die brachte es fertig und lauerte an irgendeiner Ecke, um uns mit einer Garbe aus ihrer verdammten Maschinenpistole zu empfangen.

An der Kurve blieben wir stehen. Als wir einen Blick um die Ecke warfen, war von Lady X nichts zu sehen. Nur eine einsame Lampe brannte weiter vorn.

»Die hat Fersengeld gegeben«, meinte Suko. »Und wird sich bestimmt bei Morasso ausweinen.«

»Sicherlich hat der noch Tokata in der Nähe.«

Suko lachte hart. »Das Monster soll nur kommen. Es hat bei mir noch eine Rechnung offen.«

Seit dem Abenteuer bei den Flammenden Steinen war mein Freund überhaupt nicht gut auf Tokata zu sprechen.

Im Gegensatz zu Pamela Scott befanden wir uns in einem Nachteil. Sie kannte diese Strecke hier, wir nicht. Ich bin zwar in London geboren, doch in der Unterwelt hatte ich mich selten herumgetrieben. Während wir weitergingen, rechnete ich nach, in welche Richtung wir uns bewegten.

Wahrscheinlich näherten wir uns der U-Bahn-Station Pimlico. Ich wußte auch, daß U-Bahn und Kanalnetz miteinander in Verbindung standen.

Nicht zuletzt das Krakenabenteuer hatte mir dies bewiesen.

Der Gang führte schnurgerade weiter. Hin und wieder schauten wir zur Decke hoch. Unsere Hoffnung, einen Ausstieg zu finden, durch den die Scott verschwunden war, erfüllte sich nicht.

Schließlich erreichten wir abermals eine Kreuzung. Von zwei Seiten mündeten schmalere Kanäle in den größeren.

Wir blieben stehen.

Suko schwenkte die Lampe. »In Luft aufgelöst haben kann sie sich nicht«, bemerkte er. »Irgendwo muß sie doch stecken.«

»Stopp mal!« rief ich.

Ich hatte etwas gesehen. Auf der gegenüberliegenden Seite des Kanals und dicht hinter der Mündung, wo der schmalere in den größeren floß, befand sich in der Tat eine niedrige Tür. Selbst aus dieser Entfernung konnten wir sehen, daß sie aus Metall gefertigt war.

Suko hatte verstanden.

Er übersprang den Kanal nach mir. Diesmal rutschte er nicht zurück, und auch ich konnte mich halten.

Wir sahen die schmale Klinke, ich drückte sie nach unten und zog die

Tür auf. Mit der Unterseite schrammte sie über den Boden, so daß ich mehr Kraft aufwenden mußte.

Suko leuchtete.

Wir sahen eine Steintreppe, die nach oben führte. Wo sie mündete, wußten wir nicht, aber es war die einzige Möglichkeit für uns, weiterzukommen.

An Fußabdrücken auf dem Stein erkannten wir, daß Lady X diesen Weg ebenfalls genommen hatte.

»Na denn«, sagte ich, zog den Kopf ein und lief auf die Treppe zu. Suko folgte mir.

Ich war gespannt, was uns am Ende dieses Trips erwartete…

***

Als Lady X in das Verlies stürmte, geschah dies mit so einer Heftigkeit, daß Dr. Tod und Tokata erschreckt herumfuhren. Das Gesicht der Scott war verzerrt, der Mpi-Lauf noch heiß von den letzten Garben, und ihr Gesicht zeigte einen wilden Ausdruck.

»Und?« fragte Morasso.

»Shit!« schrie die Scott. »Verdammt und zugenäht. Sinclair und dieser Chink waren da. Aber allein. Von den Leuten, die du angeheuert hast, habe ich keine Spur gesehen.«

»Haben sie dich gesehen?«

»Natürlich.«

Dr. Tod gab sich äußerlich ruhig, doch im Innern kochte er. Wieder einmal war es dem Geisterjäger gelungen, einer Falle zu entkommen.

Gerade jetzt, wo er Xorrons Aufenthaltsort wußte, hätte es ihm sehr gepaßt.

»Was machen wir?« fragte die Scott und wischte eine Haarsträhne aus der Stirn. »Warten wir hier auf sie?«

»Das heißt, daß sie dich, verfolgt haben?«

»Genau. Sie werden den Weg auch finden.«

Morasso befand sich in einer Zwickmühle. Wenn die beiden kamen - sie waren sicherlich nicht unbewaffnet - würde es zu einem Kampf auf Leben und Tod kommen Dabei war es nicht sicher, ob die Mordliga gewinnen konnte, trotz Tokata und Lady X, dem weiblichen Schießteufel.

Hinzu kam die neue Information. Dr. Tod wollte kein Risiko eingehen.

Erst einmal mußte Xorron gefunden werden, dann konnte sich die geballte Macht der Mordliga auf das Sinclair-Team konzentrieren. Diese Gedanken entsprangen keiner feigen Grundhaltung, sondern einer nüchternen Überlegung.

»Viel Zeit bleibt uns nicht mehr« drängte Lady X.

»Ich weiß.«

»Wo stecken denn die Ghouls?« wollte die Scott wissen. »Die könnten wir ja auf Sinclair und den Chink hetzen.«

»Die sind verschwunden. Aber Sinclair zerreißt die stehend freihändig in der Luft.«

»Stimmt auch wieder.«

Dr. Tod hatte sich entschlossen. »Wir verschwinden«, sagte er. »Es sieht zwar wie eine Flucht aus, ist es aber nicht. Ich muß jetzt an Xorron denken.«

Pamela Scott nickte. Tokata tat sowieso, was man ihm befahl. Er hatte keine Meinung.

Den Weg kannten sie. Durch das Loch in der eingerissenen Mauer zogen sie sich zurück, verschwanden durch einen Einstieg und landeten irgendwann in der Kanalisation. Dort bewegten sie sich weiter. Niemand sah sie, als sie wieder in einer ruhigen Seitenstraße an die Oberwelt stiegen.

Dort parkte auch ihr Wagen.

Wenig später brummte ein Motor auf. Rückleuchten verglühten in der Nacht. Dr. Tod und zwei Mitglieder der Mordliga waren dabei, London zu verlassen.

Sie hatten ein neues Ziel.

***

Die Treppe mußte schon uralt sein. Jedenfalls war sie nicht aus Beton gegossen. Wir stiegen über große Steine, die vor Nässe glänzten und ziemlich schlüpfrig waren.

Ein Geländer fanden wir nicht vor, so wurde das Hinauflaufen zu einem Balanceakt. Die Taschenlampe leistete uns gute Dienste, im Dunkeln wären wir bestimmt gefallen.

Am Ende der Treppe mußten wir uns nach rechts wenden, wo wir auf einem höher gelegenen Gang weiterschritten und uns wie auf einer Galerie vorkamen.

Rechts hatte jemand ein Geländer gebaut. An dem runden Handlauf schimmerten die Tropfen. Wir vernahmen auch ein entferntes Donnern, wahrscheinlich näherten wir uns dem U-Bahn-Schacht.

Ebenfalls hörten wir das regelmäßige Brausen, das entsteht, wenn gewaltige Anlagen Frischluft in die Tunnels und Röhren der Subway blasen. Schließlich blieb der Lampenkegel auf einer Tür haften, die wir gar nicht übersehen konnten.

»Das wird es sein«, sagte Suko.

Wir hatten unsere Waffen gezogen, und ich riß die Tür mit einem heftigen Ruck auf.

Sofort gingen wir auf Tauchstation, während Suko in den dahinterliegenden Raum leuchtete.

Es war ein Verlies, in der Mitte durch eine alte Wand geteilt, die

jedoch aufgebrochen war, denn wir sahen die Trümmerreste noch am Boden liegen.

Suko entdeckte sogar einen zweiten Ausgang, der ebenfalls in ein Gewölbe führte.

Alle drei präsentierten sich unseren Blicken als leer. Mit feuerbereiten Waffen gingen wir auf Zehenspitzen vor. Suko zog zuerst die Nase hoch.

Auch mir war der entsetzliche Geruch aufgefallen, der hier herrschte. Es war eine Luft, die einem den Magen umdrehte. Suko sprach aus, was ich dachte.

»Ghouls!«

Jawohl, diesen Geruch kannten wir. Die widerlichsten aller Dämonen gaben ihn ab. Sie stanken nach Friedhof, Moder und Verwesung. Ein grausamer Geruch, für menschliche Nasen unerträglich.

Ich entdeckte zwei nasse Flecken am Boden. In deren Nähe war der Gestank besonders stark.

»Scheint so, daß zwei der Ghouls vernichtet worden sind«, meinte mein Partner, wobei ich ihm recht gab.

Wir hatten den Durchbruch hinter uns gelassen und standen nun in dem Verlies, wo wir eine Rinne im Boden sahen. Ich kannte mich in Londons Geschichte ein wenig aus und hatte auch über die alten Kanalisationsanlagen gelesen. Vor 200 oder mehr Jahren hatte diese Rinne bestimmt Schmutzwasser geführt.

Wir entdeckten die bleichen Gebeine.

»Ihre Opfer!« flüsterte ich.

Die Knochen lagen kreuz und quer übereinander. Sie bildeten einen regelrechten Wirrwarr. Nur wenige Schädel waren vollständig erhalten, drei waren zersplittert.

Von Dr. Tod, Lady X oder einem anderen Mitglied der Mordliga entdeckten wir keine Spur.

»Die haben das Lager geräumt«, murmelte ich und schaute Suko dabei an.

»Aber warum? Kannst du mir den Grund nennen? Die sind doch sonst immer so scharf darauf, uns in die Hände zu kriegen.«

»Frag mich, was Leichteres.«

»Irgend etwas stimmt hier nicht, ist hier vorgegangen.« Ich blieb bei meiner Meinung.

»Und was?«

Ich legte die Stirn in Waschbrettfalten. »Wenn ich das wüßte, ginge, es uns besser. Was kann Dr. Tod und seine verfluchten Mordgesellen dazu bringen, von hier so mir nichts dir nichts zu verschwinden? Das muß einen Grund haben, und zwar einen sehr triftigen.«

»Der mit den Ghouls zusammenhängen könnte.«

»Möglich. Nur…« Ich lächelte. »Seit wann fürchtet sich ein

MenschDämon wie Dr. Tod vor einem oder auch mehreren Ghouls?«

»Der nicht«, gab Suko mir recht. Er nahm seine Wanderung auf und leuchtete die Wände ab. »Auch keine Spuren oder ein Hinweis. Wird uns wohl nichts anderes übrigbleiben, als eine Großfahndung einzuleiten.«

»Die viel kostet und ein Stoß ins Leere sein kann.«

»Leider.«

Wir beide waren ziemlich sauer. Schließlich jagten wir schon lange genug hinter der Mordliga her, die noch nicht vollständig war, das wußten wir inzwischen auch. Dr. Tod suchte Xorron, den Herrn der Zombies und Ghouls. Stellte sich nun die Frage, ob er hier in diesem Verlies eine Spur von Xorron gefunden hatte. Möglich war es, denn der typische Ghoulgeruch hing in der Luft. Ferner dachte ich darüber nach, ob nur zwei Ghouls hier gesteckt hatten - der Beweis waren die feuchten Flecken oder mehr? Wenn meine zweite Überlegung zutraf, konnte es böse aussehen, denn die Ghouls würden sich auf die Jagd nach Menschen machen. Und im nächtlichen London gab es genügend Opfer.

Mir wurde heiß und kalt zur gleichen Zeit bei dieser Vorstellung. Deshalb hatte es, keinen Sinn, hier noch länger herumzustehen, wir mußten versuchen, die Ghouls zu finden.

»Laß uns gehen«, sagte auch Suko.

Wir nahmen einen anderen Ausgang. Wieder hörten wir das Donnern.

Sogar die Wände zitterten. Ein Beweis, daß wir uns dicht an einer Tunnelröhre befanden.

Da gab es auch eine niedrige Tür, die aus dem Verlies führte. Der Zug war vorbei, es wurde still.

Bis diese Stille von schrecklichen Schreien unterbrochen wurde!

***

Große Lust hatten die beiden Beamten nicht, sich auf die Suche nach ihrem Kollegen zu machen. Sie hätten lieber im Leitstand gesessen und die Monitore beobachtet. Doch Dienst war Dienst, und so begaben sie sich in die Tunnelröhre. Sie wußten, welchen Weg Hatfield genommen hatte und gingen ihn ab.

Beide waren mit lichtstarken Lampen ausgerüstet und auch mit Sprechgeräten.

Die Männer hießen Tom Wilson und Dean Merrick. Während Wilson bereits über zehn Jahre bei der Subway arbeitete, war Wilson erst seit acht Monaten da. Er hatte zuvor einen Bus gefahren, sich aber dann versetzen lassen.

Wilson überragte Merrick um Haupteslänge, schwärmte für Rockmusik und war in seiner Freizeit in den einschlägigen Lokalen zu

finden, wo er mit seiner wilden Haarpracht auch nicht auffiel, weil alle Gäste so herumliefen.

Der Nachtdienst paßte ihm nicht. Oftmals versäumte er einige Konzerte, die er sich gern angehört hätte. Und mit einem Kollegen tauschen, klappte auch nicht immer.

Brummig stolperte Wilson hinter seinem Kollegen her. Er schimpfte permanent, allerdings so leise, daß niemand ihn hören konnte. Merrick ließ ihn auch in Ruhe. Er hatte andere Sorgen. Seine fünfzehnjährige Tochter war von einem Lehrer erwischt worden, als sie von ihrem Taschengeld Hasch kaufte. Das gab noch Ärger, den auch der Vater ausbaden mußte, denn man hatte ihm von Seiten des Kollegiums klargemacht, daß dieses Vergehen einen Schulverweis zur Folge haben konnte.

Der Piepton des Sprechgeräts riß beide Männer aus ihren Gedanken.

Sie drückten sich in eine Nische, und Wilson meldete sich auf ein Kopfnicken seines Kollegen. Es war Dustin Ambrose, der Einsatzleiter.

»Was ist, habt ihr eine Spur gefunden?«

»Nein, Sir.«

»Und auf den Gleisen?«

»Alles normal.«

»Gehen Sie weiter und melden Sie bitte, wenn Ihnen irgend etwas verdächtig vorkommt«

»Jawohl, Sir.« Wilson steckte das Gerät weg. »Willst du meine Meinung hören, Merrick?« fragte er.

»Nicht unbedingt.«

»Ich sage sie dir trotzdem. Earl Hatfield hat dieser ganze Mist hier zum Hals raus gehangen. Der hat durchgedreht und ist abgehauen. Wahrscheinlich hockt er in irgendeinem Pub und läßt sich vollaufen, während wir Idioten hier durch den Tunnel rennen und dumm gucken.«

Dean Merrick grinste schmal. »Sollen wir ‘ne andere Strecke nehmen?«

»Welche?«

»Die Kneipenstraße.«

Da lachte Wilson. »Das wäre klasse. Ich kenne hier in der Nähe einen irren Schuppen, du. Da ist eine Musik, kann ich dir sagen. Wenn du die hörst, zieht es dir nicht nur die Socken aus, es reißt dir auch die Zehennägel vom Fuß. Die spielen einen astreinen…«

»Komm weiter.« drängte Merrick. »Mann, kein Verständnis für die Kunst.«

Merrick drehte sich um. »Für Kunst ja, aber nicht für solche.«

»Du bist eben schon ein halber Greis.«

Der 41jährige Dean Merrick gab eine trockene Antwort. »Wer nicht alt werden will, der muß sich jung aufhängen, mein Junge. Soll ich dir

einen Strick besorgen?«

»Nein, ich werf mich lieber unter ein fliegendes Flugzeug.«

»Feige auch noch.«

Die beiden Männer sahen zu, daß sie eine Nische erreichten, denn aus der Gegenrichtung donnerte ein Zug heran. Wie ein hell-dunkel gesprenkelter Schatten sauste er vorbei.

»Der Betrieb flaut langsam ab«, meinte Merrick und verließ die Nische.

Er hatte einen etwas größeren Schritt gemacht, schaute auf die Schienen und sah etwas Weißes, Helles zwischen den Gleisen liegen.

Zuerst dachte er an Papier. Als er mit der Lampe leuchtete, mußte er seine Meinung revidieren.

Das war kein Papier, das waren Knochen!

Merrick wurde bleich. »Sieh dir das an«, sagte er zu seinem Kollegen Wilson, der neben ihm stand.

Tom machte den Hals lang. Zuerst war er auch erschreckt, dann meinte er grinsend: »Sind sicher die Überreste von unserem lieben Kollegen Hatfield.«

»Die Witze kannst du dir sparen!« fuhr ihn Merrick an.

»Himmel, bist du empfindlich.«

Merrick hatte bereits sein Sprechgerät aus der Tasche geholt und eine Verbindung mit der Zentrale hergestellt. Die Stimme des Einsatzleiters drang aus den Lautsprecherrillen.

»Sir«, sagte Merrick und mußte zweimal schlucken, bevor er weitersprechen konnte. »Wir… wir haben hier eine Entdeckung gemacht«

»Und?«

»Es ist komisch, Sir, ich«

»Reden Sie, Mann, und lassen Sie sich nicht jedes Wort aus der Nase ziehen.«

»Da liegen Knochen auf den Gleisen.«

Jetzt war sogar Dustin Ambrose sprachlos. Merrick hörte, wie er nach Luft schnappte. »Was haben Sie da gesagt?«

»Da liegen Knochen.«

»Um Himmels willen, welche Knochen?«

»Weiß ich auch nicht, Sir«, erwiderte Merrick und schielte zu den Gebeinen hin. »Was soll ich machen?«

»Können Sie die mitbringen?«

Jetzt schluckte Merrick. »Sir, ich…«

»Stellen Sie sich nicht so an wie ein Mädchen. Menschenknochen werden das schon nicht sein.«

»Natürlich nicht, Sir.«

»Und schon eine Spur von Hatfield?«

»Leider nicht, Sir.«

»Suchen Sie weiter, und bringen Sie die Knochen hinterher mit. Es ist schon eine Schweinerei, was die Leute alles auf die Schienen werfen. Die sollen ihre Tierkadaver nächstens begraben.« Dustin Ambrose unterbrach die Verbindung.

Merrick hatte mitgehört. »Also gehen wir weiter«, sagte er und schaute auf seine Uhr. »Moment noch, gleich kommt ein Zug. Danach haben wir eine Viertelstunde Ruhe.«

Sie stellten sich in eine Nische und warteten auf die Wagen. Merrick schwitzte. Ein paar Yards weiter befand sich die niedrige Eisentür, wo es zur Kanalisation ging. Dort wollte Merrick auch noch nachschauen.

Wilson zündete sich eine Zigarette an. Er qualmte sie in der hohlen Hand.

Der Zug rauschte an. Zwei kleine Lichter wurden rasend schnell größer und schienen zu explodieren, als sie an den beiden Männern vorbeijagten.

Es wurde wieder still. Nur noch ein letztes Nachzittern war zu spüren.

»Gehen wir!« Merrick verließ als erster die Nische. Drei Schritte kam er weit, als es passierte.

Mit der Lampe hatte er die Schienen angeleuchtet, deshalb sah er nicht, was vor ihm geschah.

Dort hockten die beiden uralten Ghouls. Sie hatten sich dicht auf den Boden und eng gegen die Wand gepreßt. Ihre Sucht war unbeschreiblich, aber sie hatten gewartet, bis die beiden Opfer in ihrer Nähe waren.

Dann griffen sie zu.

Zuerst spürte es Dean Merrick. Ein schleimiges Etwas legte sich um seine Wade. Er zuckte zurück, traf dabei auf Widerstand und verlor das Gleichgewicht. Zudem konnte er sich auf dem schmalen Grat nicht mehr halten, mit dem rechten freien Fuß rutschte er noch über die Kante und fiel auf die Gleise.

Ein Schrei drang über seine Lippen, als er mit dem Rücken gegen die Gleiskante krachte, und im nächsten Augenblick schnürte ihm das Entsetzen die Kehle zu, wie er den Ghoul bemerkte, der sich kurzerhand fallen ließ und genau auf seinem Bauch landete.

Vorhin schon war ihm dieser seltsame Geruch aufgefallen. Er hatte noch mit Tom darüber reden wollen, es aber wieder vergessen. Jetzt wußte er, wer diesen Geruch ausströmte.

Das Wesen auf ihm.

Tom Wilson erging es nicht anders als seinem Kollegen. Er sah Dean Merrik fallen und dachte, daß er abgerutscht wäre.

Da entdeckte er den zweiten Ghoul.

Ein widerliches, leicht birnenförmiges Etwas, aus dessen Rachen ihm eine Moderwolke entgegenschlug, wuchtete sich nach vorn und damit

gegen seine Beine.

Wilson fiel nicht. Er konnte sich noch an der Wand abstützen, vernahm den Schrei seines Kollegen und hieb mit der Faust zu.

Sie traf den Kopf des Ghouls.

Tom kam es vor, als hätte er in Gummi geschlagen, so fühlte sich die Masse an. Das Wesen schien auch keine Schmerzen zu verspüren, denn es ließ nicht los, und widerlich stinkende Klauen suchten nach der Kehle des Mannes.

Inzwischen kämpfte Dean Merrick um sein Leben. Der Ghoul hatte ihn so umklammert, daß er nicht mal seine Arme bewegen konnte. Er sah die Zahnreihe in dem verunstalteten Gesicht, roch die Moderwolke und wurde hart gegen den Boden gepreßt. Mit beiden Armen hielt der Ghoul sein Opfer umschlungen, jedoch lockerte er den Griff und suchte mit der freien Hand nach einem Stein.

Es lagen genügend zwischen den Gleisen, und so fand er ihn bald.

Er hob den Arm.

Zwischen den Klauen sah Dean Merrick den Stein. Ihm wurde mit Erschrecken klar, daß dieses schreckliche Wesen ihn erschlagen wollte.

Er schrie, was seine Lungen hergaben.

Da raste der Arm nach unten. Einmal.

Der Schrei brach ab.

Dann ein zweites und ein drittes Mal…

Dean Merrick rührte sich nicht mehr. Aus der Wunde am Kopf sickerte das Blut. Der Ghoul aber stieß einen Triumphlaut aus, den auch Tom Wilson hörte.

Er wehrte sich verzweifelt gegen dieses Horror-Wesen. Tom wußte auch nicht, woher es kam, er hatte noch nichts von Ghouls gehört, er wollte nur sein Leben retten.

Es war ihm gelungen, die Beine anzuziehen und sie in den schwammigen Leib des unförmigen Monsters zu stoßen. Dadurch bekam er etwas Luft, die Klauen rutschten an seiner Kehle ab. Jedoch besaß der Ghoul größere Kräfte.

Er wuchtete sich wieder nach vorn. So sehr sich Wilson auch anstrengte, er hatte ihm nichts entgegenzusetzen, der andere war stärker. Die Hände fanden ihr Ziel.

Tom Wilsons Kehle.

Das Gesicht des Mannes wurde zu einer Grimasse. Er bekam keine Luft mehr und hörte dicht über sich das eklige Schmatzen und Keuchen, mit dem der Ghoul seine Tat begleitete…

***

Die Schreie hatten uns alarmiert, und wir verloren keine Sekunde Zeit.

Suko war sogar noch schneller als ich und erreichte auch die Tür vor mir.

Wuchtig rammte er sie auf und stoppte im letzten Augenblick, denn fast wäre er auf die Gleise gefallen. So blieb er stehen und breitete seine Arme aus, um mich abzufangen.

»Da und da!« schrie er.

Ich sah es selbst.

Rechts von uns lag ein widerlich anzusehender Ghoul auf einem Mann und drückte ihm die Kehle zu. Die Szene war im Licht brennender Taschenlampen genau zu erkennen.

Etwas weiter, auf den Gleisen, befand sich ebenfalls ein Ghoul. Auch er beugte sich über einen Menschen, der wie der erste die Uniform eines Bahn-Beamten trug.

»Ich nehme den rechten!« schrie Suko.

Damit war ich einverstanden, so daß ich mich um den anderen Ghoul kümmern konnte.

Mit einem Satz sprang ich auf die Schienen, knickte aber um und wäre fast gefallen.

Suko kümmerte sich inzwischen um den anderen Ghoul. Der Chinese packte mit beiden Händen zu. Seine Finger gruben sich in die schwammige Masse des widerlichen Dämons und rissen ihn hoch.

Der Ghoul merkte, daß er einen Gegner bekommen hatte. Er ließ sein Opfer los. Dabei waren die Klauen wie warmer Gummi, sie lösten sich nur mühsam von Wilsons Hals.

Suko schleuderte den Ghoul über den am Boden liegenden Mann hinweg und sprang hinterher.

Dann wuchtete er seinen Fuß in den Körper, so daß der Ghoul noch weiterfiel und vom Rand rollte, wobei er zwischen den Schienen liegenblieb.

Suko wartete.

Er war allerdings nicht untätig und holte die Dämonenpeitsche hervor.

Einmal schlug er einen Kreis über den Boden, die drei Riemen rutschten hervor.

Der Ghoul stemmte sich wieder hoch. Er wollte nach Sukos Beinen greifen, als der Chinese zudrosch.

Ein nicht menschlicher Schrei zitterte durch das U-Bahn-Gewölbe. Der Ghoul sank zurück, riß beide Arme hoch, und Suko sah die tiefen, streifenartigen Wunden, welche die Riemen hinterlassen hatten.

Das Untier kam nicht mehr hoch. Es schaffte überhaupt nichts mehr, denn es sackte zusammen. Die Wunden wurden noch tiefer, als würden unsichtbare Messer sie einschneiden. Die Haut krallte sich regelrecht zusammen, aber keine Flüssigkeit sickerte hervor. Diese Bestien waren gewissermaßen ausgetrocknet, denn ihre normalen

Artgenossen konnte man als schleimige Monstren bezeichnen.

Ich war nicht so glücklich gewesen wie Suko. Denn durch mein falsches Aufspringen hatte der Ghoul Zeit gehabt, sich auf mich einzustellen. Er griff aber nicht an, sondern zog sich zurück.

Als ich hochkam, zog ich schon die Beretta.

Und da hörte ich das Donnern und Sukos Schrei, der mich von den Schienen scheuchen wollte.

Für eine Sekunde wurde ich zur Salzsäule.

Weiter vorn näherten sich zwei helle Augen.

Ein Zug kam.

Sollte ich den Ghoul packen oder mich um den Mann kümmern? Ich brauchte nicht zu überlegen, der Mann war wichtiger, während der Ghoul sich auf den Schienen weiterbewegte.

Ich wußte nicht, ob der Beamte tot war, ich sah nur das Blut an seinem Kopf und die von den Zähnen des Ghouls zerrissene Kleidung. Er war ziemlich schwer. Ich schaffte es erst beim zweitenmal, ihn hoch zu hieven.

Suko half mir dabei.

Der Zug kam näher.

Obwohl er uns noch nicht erreicht hatte, war der Tunnel von einem gewaltigen Dröhnen und Brausen erfüllt. Dazwischen vernahm ich das Pfeifen der Luft, als sie an beiden Seiten zusammengepreßt wurde.

Ungeheuer groß ragte das stählerne gewaltige Ungeheuer vor mir auf. Es würde mich zerquetschen wie der Fuß eines Riesen die Fliege.

Der Ghoul rannte darauf zu. »Komm hoch!« Sukos Schrei gellte es in mehreren Ohren.

Was mit dem Ghoul geschah, bekam ich nicht mehr mit. Sukos helfende Hände brachten mich auf den schmalen Seitenweg, wo wir uns beide flach hinlegten und Suko sich auf mich preßte.

Es war die Hölle.

Wir spürten, wie die zusammengepreßte Luft an unseren Körpern zerrte, die Kleidung flatterte, um uns herum war ein gewaltiges Dröhnen, Brausen und Stampfen. Schemenhaft sah ich die Lichter in ihrem rasenden Wechselspiel von hell und dunkel. Ich preßte die Zähne zusammen, versuchte mich am Boden festzukrallen, dann war alles vorbei.

Ein letztes hohles Pfeifen. Ende. Tief atmete ich ein und stand auf.

Auch Suko erhob sich. Beide waren wir sicherlich blaß im Gesicht, und der Chinese meinte: »Das war im letzten Augenblick.«

Ich nickte.

Wo steckte der Ghoul?

Von ihm sah ich nichts mehr. Er war bestimmt von dem stählernen Ungetüm zerfetzt worden. Als ich mit der Lampe die Schienen ableuchtete, entdeckte ich die Reste von ihm. Das Monster war

buchstäblich zerrissen worden. Von dem zweiten, das Suko erledigt hatte, war überhaupt nichts mehr übriggeblieben.

Zwei Ghouls hatten wir geschafft. Doch wie viele liefen noch herum?

Daran wagte ich gar nicht zu denken. Bevor wir uns auf die weitere Suche machten, kümmerten wir uns um die beiden Bahnbeamten. Der Mann, den ich von den Schienen geholt hatte, war tot. Der Ghoul hatte ihn umgebracht. Ich kniete neben ihm, und mein Gesicht wurde plötzlich aus Stein. Eisschauer rannen über meinen Rücken, im Magen lag ein dicker Klumpen.

Ich würde sie kriegen, das schwor ich mir.

Mein Freund hatte sich um den zweiten Mann gekümmert. Suko kniete neben ihm. Während er ihm leicht gegen die Wange tätschelte, drehte er den Kopf.

»Er ist nur bewußtlos, John.«

»Sein Kollege lebt nicht mehr.«

Auch Suko zuckte zusammen, als ich ihm dies mitteilte. Dann fiel mir etwas auf. Aus der Tasche des Toten war zur Hälfte etwas herausgerutscht. Ein dunkelgraues Gerät, das ich als Walkie-talkie identifizierte.

Ich kannte mich mit den Dingern aus und schaltete das Sprechgerät ein.

Augenblicklich meldete sich die Stimme eines offenbar nervösen Mannes. »Es wurde auch Zeit, daß sich mal einer von euch meldet. Lange genug haben wir gewartet. Wer spricht da überhaupt? Merrick oder Wilson?«

»Weder noch«, erwiderte ich. »Oberinspektor Sinclair.«

»Was?« Der Mann schnappte regelrecht nach Luft.

»Darf ich fragen, wer Sie sind?« erkundigte ich mich.

»Dustin Ambrose, der Einsatzleiter.«

»Dann kommen Sie bitte mit einigen Ihrer Leute her. Einer der Beamten ist tot.«

Schweigen. Nach vielleicht fünf Sekunden eine veränderte Stimme. Sehr ruhig. »Wir kommen.«

Ich steckte das Gerät dem Toten zurück in die Tasche und sah, daß Suko etwas in der Hand hielt.

»Was hast du da?«

»Knochen, John.«

Mehr brauchte er nicht zu sagen. Wir wußten beide Bescheid.

»Ghouls«, flüsterte ich und schaute in die dunkle Tunnelröhre.

»Verdammte widerliche Brut. Aber ich kriege euch, darauf könnt ihr euch verlassen…«

***

Die Gesichter der Männer waren totenblaß. Kaum jemand brachte

Worte hervor. Man schwieg verbissen. Niemand konnte begreifen, daß man Kollegen verloren hatte. Ich sage hier bewußt Kollegen, denn die Männer gingen nach Lage der Dinge davon aus, daß auch Earl Hatfield nicht mehr unter den Lebenden weilte.

Wir saßen in der Leitzentrale zusammen und schlürften Kaffee. Eine Automatenbrühe, die nach Metall schmeckte und gleichzeitig noch bitter war.

Dustin Ambrose hatte das Zeug besorgen lassen. Er war ein gebrochener Mann, denn er, allein trug die Verantwortung.

Zusammengesunken hockte er auf seinem Stuhl und schaufelte buchstäblich alle zwei Minuten durch seine Haare.

Für ihn war eine halbe Welt zusammengebrochen. Nicht allein durch den Tod des einen und das Verschwinden des anderen Mannes, sondern auch ich hatte ihn geschockt, nachdem ich es ablehnte, die Mordkommission in der Nähe zu haben.

»Ich lasse den Verkehr einstellen«, sagte der Betriebsleiter.

»Nein, Mr. Ambrose. Wir wollen hier keine Pferde scheu machen.«

»Wie meinen Sie das.«

»Ich meine damit die Mörder.«

Er grinste etwas verzerrt. »Sie rechnen damit, daß es mehrere Mörder sind?«

»Ja. Und ich bin sogar davon überzeugt, daß sie sich noch in der Nähe herumtreiben.«

Ambrose schaute seine Männer an. »Das wäre ja schrecklich«, flüsterte er, während die anderen nickten.

»Es stimmt, Mr. Ambrose. Deshalb muß es uns gelingen, die Mörder in den nächsten Stunden zu fassen. Wann beginnt der eigentliche Hochbetrieb bei Ihnen?«

»Das geht morgens um sechs richtig los.«

»Bis zu diesem Zeitpunkt müssen wir den oder die Mörder haben.«

»Und wenn nicht?« fragte Dustin Ambrose.

»Werde ich das Gelände sperren lassen.«

»Wenn es da mal nicht zu spät ist.«

Ich verstand die Bedenken des Einsatzleiters sehr gut. Auch ich hätte so reagiert, aber ich traute dem Braten nicht. Wenn wir jetzt absperrten, würden die noch frei herumlaufenden Ghouls sicherlich etwas merken und sich klammheimlich in irgendeinen der so zahlreich vorhandenen Gänge verdrücken. Dort brauchten sie nur abzuwarten. Deshalb wollte ich, daß vorerst alles normale weiterlief. Ich glaubte zudem fest daran, daß die Ghouls sich in Nähe der U-Bahn- Station herumtrieben und dort auf Opfer lauerten.

Ambrose ließ eine Zigarettenschachtel kreisen. Er, Suko und ich saßen noch zusammen. Die anderen Männer mußten ihre Überwachungs- und Kontrollaufgaben wahrnehmen.

»Soll ich mitgehen?« fragte er. »Auf den Bahnsteig?«

Er nickte.

»Nein.« Suko übernahm für mich die Antwort. »Ihr Job ist hier. Im Leitstand sind Sie besser aufgehoben.«

»Wobei ich aber kein gutes Gefühl habe«, murmelte er. »Ich komme mir irgendwie feige vor. Wirklich feige. Ich lasse andere im Stich, nur weil…«

»Das reden Sie sich ein, Mr. Ambrose«, unterbrach ich ihn. »Wir werden die Mörder schon finden. Zudem haben wir das Glück, daß wenige Züge fahren. Da sind die Bahnsteige auch leerer, wir haben so einen besseren Überblick.«

»Ein Sprechgerät nehmen Sie doch mit?«

»Das gern.«

Suko und ich bekamen die Dinger. Wir checkten sie durch. Die Funktion war gut. Zudem handelte es sich bei den Geräten auch nicht um unhandliche, wir konnten sie bequem in unsere Taschen verstauen.

Ambrose reichte uns die Hand. »Dann kann ich Ihnen nur noch viel Glück wünschen«, sagte er.

»Danke, das können wir gebrauchen.«

Wir gingen. Die anderen Männer schauten uns nach. Angst, Hoffnung und Furcht sah ich auf ihren Gesichtern. Auch ihnen steckte der Schock über dieses schreckliche Verbrechen noch in den Knochen. So manch einer biß die Zähne zusammen.

Wir verließen den Leitstand. Dann nahm uns die Weite der U-Bahnstation auf.

Der Leitstand lag vom Trubel der eigentlichen Haltestelle entfernt.

Kameras sorgten für die Überwachung, und auch wir waren sicherlich auf den Bildschirmen zu sehen, als wir durch das unterirdische Gewölbe schritten.

Diese Station war ziemlich groß. Pimlico ist ein Knotenpunkt, deshalb hatten auch zahlreiche Geschäftsleute die Chance genutzt und kleine Läden sowie Kioske eröffnet. Es gibt Geschäfte, die haben durchgehend offen. Hier war das nicht der Fall. Vor den Eingängen hingen eiserne Gitter, die manch einem Stromer als Rückenlehne dienten.

Viel Betrieb herrschte nicht. Zumeist waren es Jugendliche, die herumstanden. Einige von ihnen lärmten auch. Sie wurden von den wenigen älteren Menschen argwöhnisch beobachtet.

Zwei Heranwachsende spielten mit einer Blechbüchse Fußball. Sie benahmen sich dabei wie kleine Kinder.

Links von uns befanden sich Treppen. Davor sahen wir die Gitter der Sperren und auch die automatischen Fahrkartenentwerter. Auf den Stufen lag Abfall. Erst nach Mitternacht würden Putzkolonnen

eintreffen, um die Treppen zu säubern.

Bis zur Tageswende hatten wir noch eine Viertelstunde Zeit. Ich fühlte mich hier unten nicht wohl. U-Bahn- Haltepunkte strahlen eine gewisse Kälte aus. Das mag an dem hellen Licht liegen, das von Leuchtstoffröhren auf den Boden strahlt. Ein paar Yards weiter geht es dann in die Finsternis. Ein krasser Gegensatz.

Suko stieß mich an und deutete auf einen Schnellimbiß. »Verspürst du Hunger?«

Ich schüttelte den Kopf. »Aber Durst.«

Wir gingen auf den Laden zu. Der Besitzer hockte eingerahmt zwischen Bier- und Coladosen sowie Lebensmitteln und Friteusen. Er las in irgendeinem Magazin, nur sein Kopf war zu sehen, auf dem die Haare wie angeleimt lagen.

Ich kaufte zwei Dosen Cola. Der Mann stand erst gar nicht auf, öffnete einen Kühlschrank und gab uns das Gewünschte.

Das Geld hatte ich passend. Wir zogen die Laschen ab und tranken.

Nach dem bitteren Kaffee erfrischte die Cola. Ich ging ein paar Schritte zur Seite und beobachtete den Betrieb. Gleich mußte ein Zug kommen, denn am Bahnsteig hatten sich einige Fahrgäste versammelt. Die Jugendlichen waren auch darunter.

Von den Ghouls keine Spur. So sehr wir unsere Augen auch anstrengten, wir sahen sie nicht.

Und doch lauerten sie in der Nähe. Dessen war ich mir sicher. Ich spürte instinktiv die Bedrohung, die über der Station lag. Man konnte das Ganze mit einer brennenden Lunte am Pulverfaß vergleichen.

Irgendwann hatte sie das Faß erreicht, dann würde es explodieren.

Der Zug fuhr ein.

Lärm erfüllte die Halle. Das Quietschen der Bremsen war ein gänsehauterzeugendes Geräusch.

Automatisch schwangen die Türen auf. Einige Fahrgäste verließen die Wagen, andere stiegen zu.

Auch der Kiosk wurde angesteuert. Drei Männer, die Aktentaschen trugen und wohl von der Arbeit kamen, wollten noch einen kleinen Imbiß zu sich nehmen.

Was Warmes gab es nicht mehr. Sie aßen trockene Sandwiches vom Nachmittag und spülten sie mit Dosenbier hinunter. Wenige Minuten später waren sie verschwunden.

Als ich die leere Coladose wegstellte, sprach mich der Verkäufer an. Er saß jetzt nicht mehr, sondern hatte seinen Kopf durch die Verkaufsöffnung gesteckt.

»Ruhig hier, nicht?«

Ich nickte.

»Aber vorhin war etwas los«, meinte er und gähnte Ich sah seine Fingernägel und auch die schwarzen Trauerränder darunter. Gut daß

wir nichts gegessen hatten.

»Was war denn?«

Er grinste schief. »Weiß ich auch nicht genau. Da müssen wohl Bahnbeamte verunglückt sein.«

»So kann’s kommen«, sagte ich. Auch Suko stellte seine Dose weg. »Mit welchem Zug fahrt ihr denn?«, wollte der Verkäufer wissen.

»Später«, erwiderte ich ausweichend.

Der Mann hob die Schultern und verschwand wieder.

Wir schlenderten langsam weiter. Der Bahnsteig hatte sich geleert. Die jetzt noch in den Ecken herumstanden, wollten sicherlich übernachten.

Ein paar Männer lagen schon auf den Bänken. Ich sah auch zwei Frauen, die sich solch einen Platz gesucht hatten.

»Wo willst du eigentlich suchen?« fragte Suko.

»Das weiß ich selbst nicht so genau.«

Mein Freund lachte. »Du bist lustig, wirklich. Sollen wir uns die Tunnel näher ansehen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Das nicht.«

»Hast du einen Grund?«

Ich schoß mit der Schuhspitze einen zerdrückten Trinkbecher zur Seite.

»Wir kennen doch die Ghouls. Die werden nicht so dumm sein und sich verkriechen. Das ginge gegen ihr Naturell. Die brauchen Opfer. Und wo können sie die holen? Auf den Bahnsteigen. In den Tunnels werden sie höchstens zerschmettert.«

»Im Prinzip ist der Gedankengang richtig, John.«

»Aber?«

»Was ist, wenn die Ghouls wissen, daß wir auf sie Jagd machen und sich verstecken?«

»Wir müssen eben das beste hoffen.«

»John Sinclair, der Optimist.«

»Immer.«

Wir hatten uns inzwischen dem Bahnsteig genähert. Zwei noch junge Mädchen schauten uns herausfordernd an, ihre grell geschminkten Lippen zu einem Lächeln verzogen.

Es lag auf der Hand, was sie wollten. Ich ging zu ihnen.

»Auf euch haben wir gewartet, Großer. Für zehn Pfund erlebst du zwei Stunden, die du nie vergißt. Und dein Freund auch.«

Ich schaute die Sprecherin ins Gesicht und sah die kleinen Pupillen. Das Girl stand unter Strom. Es war ein körperliches Wrack, höchstens 16, wenn nicht weniger.

Als ich meinen Ausweis präsentierte, überzog Angst ihre Gesichter. »Ein Bulle.«

»Genau. Ihr seid an die falschen geraten. Ich gebe euch zwei

Möglichkeiten. Entweder steigt ihr in den nächsten Zug und fahrt nach Hause, oder die Polizei wird sich mit euch beschäftigen.«

Sie senkten die Köpfe.

»Und?«

»Wir fahren«, sagte die Sprecherin. Sie hatte dünnes blondes Haar, in dem kein Schnitt mehr war. Ich verlangte ihre Ausweise zu sehen und merkte mir die Namen.

Die Blonde hieß Ellen Long. Ihre Freundin, ein dunkelhäutiger Mischling wurde Cleo Turner gerufen. Beide waren sechzehn.

»Was wollen Sie mit den Namen?«

»Ich werde euch an das zuständige Revier weiterleiten. Die Leute dort kümmern sich um Fixer.«

»Aber wir…«

Scharf schaute ich sie an, und sie verstummten. Dann drehte ich mich um.

»Rauschgift?« fragte Suko.

»Leider.«

»Den Kampf gegen dieses verfluchte Zeug wird niemand gewinnen«, sagte mein Freund. »Das ist wie bei einer Hydra. Schlägst du einen Verteilerarm ab, wachsen zwei neue nach.«

Wem sagte er das? Arbeitslosigkeit, junge Menschen ohne Hoffnung, der Weg war vorgezeichnet.

Das Sprechgerät meldete sich. Ich zog es hervor und schaltete auf Empfang.

Dustin Ambrose hatte eine Frage. »Wie sieht es aus, Oberinspektor? Haben Sie eine Spur?«

»Bis jetzt ist alles ruhig.«

»Wir beobachten hier ebenfalls. Auch auf unseren Monitoren haben wir nichts Verdächtiges feststellen können. Wenn welche da sind, können die sich nicht doch im Tunnel versteckt halten?«

»Möglich, aber nicht wahrscheinlich.« Ich hatte dem Dienststellenleiter nichts von Ghouls erzählt, sondern nur darum herumgeredet. Er hätte es sicherlich nicht verstanden. Außerdem wollte ich keine Panik. Offiziell galt auch Earl Hatfield noch als vermißt, obwohl wir es besser wußten.

Er war ein Opfer der Ghouls geworden, das konnte man jedoch nicht aussprechen.

»Brauchen Sie noch Leute, Oberinspektor?«

»Nein, danke, Mr. Ambrose. Wir kommen zurecht. Sollte etwas sein, melden wir uns.«

»Okay, bis später.« Er unterbrach den Kontakt.

»Bleiben wir hier?« fragte Suko.

»Ich sehe keine Chance, wenn wir den Tunnel durchsuchen. Es ist fraglich, ob wir etwas finden und ob wir dann nicht hier am Bahnsteig

fehlen.«

»Ein Versuch wäre zumindest nicht schlecht. Es dauert noch, bis der nächste Zug eintrifft.«

Ich gab nach. Links von uns befand sich die Tunnelröhre. Ein düsteres, gefährliches Loch, mit einem Schlund vergleichbar. Ein idealer Platz für Ghouls.

Etwas seltsam war mir schon zumute, als wir den Eingang des Tunnels betraten, und von der Düsternis aufgenommen wurden. Wir schritten dort entlang, wo wir bereits einmal hergegangen waren, nur in umgekehrte Richtung.

Jetzt sahen wir auch die Nischen, in die man sich drücken konnte, wenn ein Zug vorbeiraste.

Einige Leute schauten uns nach.

Plötzlich blieb Suko stehen. Fast wäre ich gegen ihn gelaufen. Mein Freund deutete nach unten.

Genau vor unseren Füßen lag eine Gestalt!

***

Die beiden Ghouls hatten es raffiniert angestellt. Sie waren frei und hatten ihre eigentliche »Heimat«, die Gänge der Kanalisation, verlassen.

Durch einen Schacht waren sie gestiegen, und niemand hatte sie bemerkt, wie sie im allgemeinen Trubel ein Versteck suchten und auch fanden.

Es waren zwei große Kunststofftonnen, die unter einer breiten Treppe standen und eigentlich für die Putzfrauen gedacht waren, damit sie dort den Müll hineinkippen konnten.

Da die Reinigungskommandos sich Zeit ließen, konnten sich die Ghouls ungestört verstecken.

Sie warteten und lauerten.

Ihre Chance würde kommen, dessen waren sie sich sicher. Es kam auch niemand auf die Idee, die Deckel zu öffnen und Abfall in die Tonnen zu werfen, dafür, standen sie zu weit abseits.

Die Zeit verging.

Ghouls können warten, das haben sie, gelernt. Beide waren zu einem runden schleimigen Etwas zusammengesunken und lauerten auf den Zeitpunkt, wo sie ihr Versteck verlassen konnten.

Längst schon hatte sie die Gier gepackt. Sie rochen die Nähe der Menschen und waren manchmal drauf und dran gewesen, ihre Verstecke zu verlassen.

Irgend etwas hielt sie zurück. Vielleicht war es der warnende Instinkt, der sie noch warten ließ.

Mitternacht war vorbei, ein neuer Tag begann. Mit ihm trafen auch die Putzkolonnen ein.

Es waren sechs Frauen, meist Farbige, die diesen Job übernahmen. Ein Mann führte die Aufsicht. Er scheuchte die Putzfrauen, wenn sie ihm nicht schnell genug arbeiteten.

Schritte näherten sich.

Beide Ghouls, die bisher träge in ihrem dunklen Gefängnis gelauert hatten, richteten sich auf. Sie spürten, daß irgend etwas geschehen mußte.

Die Opfer waren nah Und schon geschah es. Von der ersten Tonne wurde mit einem Ruck der Deckel abgehoben. Eine ältere Negerin sprach dabei mit ihrer Kollegin, die vor der zweiten Tonne stand.

»Ich habe heute Nacht keine Lust, hier zu putzen. Am liebsten hätte ich krank gemacht.«

»Dann wärst du geflogen, Mary.«

»Unsinn, ich bin sechs Jahre bei der Firma.«

»Und hast dich sechs Jahre lang ausnutzen lassen.«

»Hier wird nicht geredet, sondern gearbeitet!« schrie der Antreiber. »Los, Beeilung!«

Damit gab er das Startsignal für beide Ghouls.

Sie waren nicht mehr zu halten. Plötzlich schnellten sie nach oben, wanden ihre Körper aus dem Versteck. Auch der zweite Deckel klappte hoch, und bevor die entsetzten Frauen überhaupt einen Ton hervorbekamen, sahen sie sich mit den Ghouls konfrontiert.

Mary schrie als erste.

Sie wich instinktiv zurück, das war ihr Glück. Der schleimige Arm verfehlte sie.

Auch ihre Kollegin reagierte prächtig. Sie tat es eigentlich nicht bewußt, es war mehr ein Reflex, bei dem sie nicht mithalf. Sie drückte gegen die leichte Tonne und kippte sie um.

Damit hatte der Ghoul nicht gerechnet. Auch er fiel mit, bevor er sein Gefängnis verlassen konnte.

Mary wurde angegriffen. Sie trug den großen Besen und schlug damit zu. Den Stiel drückte sie in den schleimigen Körper des Ghouls, der zwei dicke Tropfen produzierte, die zu Boden klatschten, ansonsten unverletzt blieb.

Als wäre der Stiel glühend, so hastig ließ Mary den Besen fallen und wandte sich zur Flucht. Sie rannte wie selten in ihrem Leben, und auch ihre Kollegin lief mit.

Die Schreie der Frauen hallten durch das unterirdische Gewölbe und wurden von den kahlen Wänden zurückgeworfen.

Andere Menschen wurden aufmerksam und blickten den rennenden, schreienden Frauen entgegen.

Die Lage spitzte sich dramatisch zu, denn auch der nächste Zug lief in den Bahnsteig ein…

***

Ich mußte grinsen.

Der Kerl vor uns auf dem Boden war alles andere als ein Ghoul. Er stank zwar auch, jedoch nach Schnaps und billigem Wermut. Auch der Körpergeruch war nicht gerade eine Wohltat für unsere Nasen. Zudem schlief der Typ selig und ahnte nicht, in welch einer Gefahr er steckte. Er brauchte sich während des Schlafs nur mal zur Seite zu drehen, schon fiel er auf die Schienen, und wenn ein Zug andonnerte, war es um ihn geschehen.

Suko bückte sich und stieß ihn an.

Der Schläfer grunzte zweimal und schüttelte sich unwillig. Durch gemeinsames Rütteln schafften wir es, ihn aus Morpheus Armen zu reißen. Suko stellte ihn auf die Beine und drückte ihn in eine Nische.

Ein unrasiertes Gesicht mit leicht verdrehten Augen starrte uns an.

Säuerlich riechender Atem wurde uns entgegengepustet. Ich wandte mich ab.

»Was wollt ihr denn?« nuschelte der Typ. »Es ist doch noch kein Morgen, ich will…«

»Du willst jetzt verschwinden«, sagte Suko und drehte den Mann herum.

Am Kragen gepackt, schob er ihn voran.

»He, ihr Brüder. Was soll das? Kann man nicht in Ruhe sein Schläfchen halten?«

»Nein.«

Suko ging den Weg zurück. Ich wartete noch. Wahrscheinlich würde mein Freund den Penner auf eine Bank setzen. Dort befand er sich in Sicherheit.

Suko hatte etwa die Hälfte der Strecke hinter sich gebracht und wurde bereits von den Ausläufern des kalten Lichts getroffen, als wir die Schreie hörten.

Augenblicklich war ich alarmiert.

Die Ghouls hatten sich gezeigt. Etwas anderes kam für mich überhaupt nicht in Frage.

Auch Suko hatte den Penner stehenlassen, sich halb gedreht und winkte mir.

Ich rannte schon.

Mein Partner hatte einige Schritte Vorsprung, den ich auch nicht wettmachte.

Im Laufen nahm ich die Eindrücke auf und sah die Vorgänge, die sich auf dem Bahnsteig abspielten.

Mehrere farbige Frauen rannten in wilder Panik in allen Richtungen auseinander. An ihrer Kleidung war zu erkennen, daß sie einer Putzkolonne angehörten. Durch ihr Geschrei alarmierten sie auch die anderen Fahrgäste, die am Bahnsteig standen und auf den nächsten Zug warteten.

Der kam.

Ich sah die beiden hellen Augen der Scheinwerfer im gegenüberliegenden Tunnelschacht. In wenigen Sekunden mußte der Zug den Bahnsteig erreicht haben.

Aber auch die Ghouls.

Sie liefen hinter den schreienden Frauen her. Ein wenig tolpatschig wirkten sie, doch davon sollte man sich nicht täuschen lassen. Die Wesen konnten oft schnell sein.

Meine Beretta hatte ich gezogen. Gegen Silberkugeln waren die Ghouls nicht gefeit, auch Suko hielt die Waffe in der Hand. Beide jedoch konnten wir nicht schießen, weil zwischen uns und den Ghouls Menschen herumliefen. Niemand wußte so recht, was los war, aber die Schreie hielten sie in Atem.

Der Zug lief ein und hielt. Türen öffneten sich, Menschen verließen die Wagen.

Auch die Ghouls befanden sich jetzt in der Nähe, und mir standen die Haare zu Berge. Einer hatte sich einen Mann geschnappt. Das Opfer schrie und wurde losgelassen, denn die beiden abartigen Dämonen hatten einen anderen Plan gefaßt.

Da zahlreiche Menschen in die Wagen geflohen waren, folgten sie ihnen.

Die Ghouls stiegen ein!

Ich war noch zu weit entfernt, als daß ich es hätte verhindern können.

Auch Suko kam nicht so schnell heran, er hätte da schon Sprintweltmeister sein müssen.

Und schießen konnten wir auch nicht. Abermals hatten es die Ghouls verstanden und geschickt einige Menschen zwischen sich und uns gebracht. Die Leute waren so verstört, daß sie auf mein Schreien nicht achteten.

»Aus dem Weg!« brüllte ich. »Verdammt, aus dem Weg!«

Sie hörten nicht.

Da erreichte ich den Zug. Fast gleichzeitig mit meinem chinesischen Partner Suko. Und ich sah, wie sich die Türen schlossen. Suko warf sich mit einem gewaltigen Satz vor. Ehe die Tür völlig zu war, wuchtete er sich dazwischen und schaffte es in der letzten Sekunde, den Wagen zu erreichen.

Er hatte wirklich eine Bravourleistung vollbracht.

Ich enterte den Zug ebenfalls. In die Wagen kam ich fast nicht hinein.

Den rechten Fuß schleuderte ich buchstäblich vor und klemmte ihn in den Spalt zwischen die Tür.

Geschafft.

Ich drückte mich in den Wagen. Es war der erste hinter der Zugmaschine. Sekundenlang schloß ich die Augen.

Als ich sie wieder öffnete, fuhr der Zug an. Ich hatte mich nicht rechtzeitig festhalten können und wurde gegen eine Haltestange gepreßt.

Wenig später war die Bahn im dunklen Schlund verschwunden. Mit zahlreichen Fahrgästen und zwei Ghouls…

***

In der Leitzentrale herrschte eine übernervöse Stimmung. Trotzdem sprach man so wenig wie möglich, man starrte konzentriert auf die Bildschirme und beobachtete.

Nur Dustin Ambrose lief unruhig hin und her. Er trug die Verantwortung und wußte nicht, was er unternehmen sollte. Er konnte nur hoffen, daß die beiden Polizisten den oder die wahnsinnigen Killer fanden und erledigten.

Jemand brachte ihm einen Becher mit Kaffee. Ambrose nahm ihn automatisch. Er merkte kaum, daß er sich an dem heißen Gefäß die Finger verbrannte.

Das war schon der siebte Becher. Den anderen Männern erging es nicht anders.

Normaler Betrieb in der Station. Nichts deutete daraufhin, daß irgendwo gefährliche Killer lauerten. Alles sah wie immer aus, wie an jedem Abend.

Keine besonderen Vorkommnisse.

Das hatte Hatfield auch gemeldet, dachte Ambrose. Und doch war etwas geschehen. Mit einem heftigen Ruck kippte er sich den Rest der Brühe in den Hals und zerknüllte den Becher danach. Er landete in einem Papierkorb.

Ambrose schwitzte. Er hatte seine Uniformjacke ausgezogen. Das Hemd zeigte große Schweißflecken. Der Krawattenknoten hing zwei Zoll tiefer als gewöhnlich. Das Hemd war oben am Kragen aufgeknöpft.

Ambrose setzte sich vor einen leeren Monitor. Die Frauen der Putzkolonne trafen ein. Sie schritten die breite Treppe hinunter. Ambrose verfolgte ihren Lauf.

Zwei Frauen verschwanden unter der Treppe. Dorthin schaute keine Kamera.

Ambrose wollte schon aufstehen, als er die heftige Bewegung auf dem Bildschirm sah. Die beiden Putzfrauen rannten in wilder Panik weg. Und hinter ihnen walzten zwei Wesen her, die Ambrose noch nie in seinem Leben gesehen hatte.

Widerliche, quallige Monstren, deren Körper aufgedunsen waren und sich in dauernder Bewegung befanden, wobei sie lange Schleimspuren absonderten.

Auch die Mitarbeiter waren aufmerksam geworden. Stimmen

schwirrten durch den Kontrollraum. Niemand wußte so recht, was geschehen war, auch Ambrose nicht.

Die Menschen in der Halle gerieten in Panik. Der Monitor übermittelte nur, das Bild, keinen Ton. So sah es gespenstisch aus, wie sie durch die Halle rannten.

Ambrose sprang auf. »Sinclair!« rief er. »Verdammt, wo stecken die beiden?«

»Sie sind in den Tunnel gelaufen!« sagte ein Mann.

»Ausgerechnet jetzt.« Ambrose holte sein Sprechgerät aus der Tasche und schaltete es ein. »Sinclair!, melden Sie sich!« rief er, wobei er den kleinen Bildschirm im Auge behielt.

Er bekam keine Antwort.

Dustin Ambrose wurde bleich. Er knirschte mit den Zähnen und bekam mit, wie die beiden schleimigen Wesen sich einem soeben anfahrenden Zug näherten.

Aber auch Sinclair und sein Begleiter erschienen. Der Chinese tauchte zuerst aus dem Tunnel auf. Er hatte ebenso wie der Oberinspektor seine Waffe gezogen. Beide konnten nicht schießen. Zwischen ihnen und den Ghouls befanden sich zu viele Menschen, was auch Ambrose sofort erkannte.

»Mein Gott!« stöhnte er auf, denn er bekam mit, wie die Wesen in den Zug stiegen.

Auch der Chinese schaffte es. Und John Sinclair ebenfalls. Beide verschwanden in verschiedenen Wagen.

»Sollen wir den Zug stoppen, Sir?« fragte ein Mitarbeiter mit krächzender Stimme.

Es war zu spät, eine Entscheidung zu treffen. Der Zug rollte an, wurde schnell und verschwand.

Dustin Ambrose preßte die Hand gegen seine Augen. »Sinclair!« stöhnte er. »Verdammt, was machen wir jetzt?«

***

In diesem Wagen befand sich kein Ghoul. Ich hatte mich nach ihm umgesehen, sah aber nur in die teils er schreckten, teils fassungslosen Gesichter der Menschen.

Es war ein gemischtes Publikum. Zusammengesetzt aus relativ jungen Menschen, die den Abend in irgendwelchen Discos oder ähnlichen Lokalitäten verbracht hatten. Sie waren noch aufgeputscht, gaben sich ziemlich high, machten auf leicht und locker und flegelten sich auf die Sitze.

Ich dachte daran, daß sie alle in die Klauen der Ghouls geraten konnten, wenn Suko und ich nicht achtgaben. Noch hörte ich keine Schreie oder Panik, es blieb vorerst alles still.

Der Zug war in den Tunnel gefahren. Rechts und links der Scheiben

huschten die Wände vorbei. Hin und wieder leuchtete eine Lampe. Ein flirrendes Etwas, mehr nicht…

Erst jetzt fiel mir auf, daß mein Sprechgerät ununterbrochen summte. Ich holte es hervor, wurde dabei von zahlreichen Augen beobachtet und meldete mich.

»Endlich!« hörte ich Ambrose stöhnen. »Sinclair, was ist geschehen?«

»Die Ghouls sind im Zug.«

»Ghouls?«

»Meinetwegen auch Mörder.«

»Ja, das haben wir gesehen. Was sollen, wir tun?« Er räusperte sich.

»Ich habe schon daran gedacht, den Zug stoppen zu lassen, damit wir in Ruhe…«

»Nein, vorerst nicht stoppen«, erwiderte ich. »Lassen Sie ihn weiterfahren, geben Sie nur rundum Alarm, damit die Strecken freigehalten werden, und setzen Sie sich sofort mit dem Zugführer in Verbindung.«

»Nicht stoppen?«

»Nein.«

»Wie Sie meinen, Oberinspektor.«

Die Verbindung wurde unterbrochen. Ich steckte das Gerät weg und wischte mir den Schweiß von der Stirn. Ein Halbstarker pöbelte mich an.

»Sind Sie ‘n Bulle?«

Ich gab keine Antwort. Meine Gedanken drehten sich um die Menschen im Zug und um die Ghouls.

Wo hatten sie sich verkrochen?

Verstecke gab es in einer Subway kaum. Wenn sie sich in den Wagen aufhielten, hätte man sie längst entdecken müssen. Der Zug fuhr in Richtung Sloane Square. Falls er nicht durchraste und dort hielt, würde sich die Gefahr verdoppeln. Denn dort, wo das Swinging London beginnt, war um diese Zeit noch immer etwas los. Die nächste Station hieß dann South Kensington. Ich hatte zum Glück den Streckenplan der Subway so einigermaßen im Kopf. Dann kam Glouchester Road, danach West Kensington.

Vor mir schaukelten die roten Haltegriffe. Sie waren an einer Stange der Decke angebracht worden und bewegten sich im Rhythmus der Fahrt.

Mir gegenüber stand ein bärtiger Mann in Jeans und schaute mich über seine Nickelbrille hinweg an. Als sich unsere Blicke trafen, verzog er das Gesicht. Wie es aussah, mochte er wohl keine Polizisten.

Ich ging weiter.

Mit dem Ellbogen stieß ich die Tür zum nächsten Wagen auf. Auch hier saßen einige Fahrgäste, nur von den Ghouls entdeckte ich keine Spur.

Ich roch sie nicht einmal, mir kam es bald vor, als hätten sie sich in Luft aufgelöst.

Und doch mußten sie da sein.

Ich wurde kaum beachtet, als ich den Wagen in Längsrichtung durchquerte, wobei ich mich an den Griffen der Rückenlehnen abstützte.

Als ich diesen Wagen verließ und durch die Scheibe der Tür schaute, sah ich im nächsten Sukos Gestalt.

Der Chinese hatte auch mich entdeckt und winkte mir zu.

Ich wartete auf ihn.

Suko drückte die Tür auf. Seinem Gesicht entnahm ich, daß er keinen Erfolg gehabt hatte. Das bewies auch sein Schulterzucken, mit dem er mich begrüßte. »Keinen Ghoul gesehen!«

Ich schlug mit der Faust in meine linke offene Handfläche. »Die müssen doch hier stecken!«

»Der Meinung bin ich auch.«

»Aber wo?«

»Mir ist niemand entgegengekommen.«

»Dann suchen wir gemeinsam.«

»Okay.«

Hintereinander schritten wir her. Am Ende des Wagens saßen zwei Bekannte. Es waren die beiden Mädchen, deren Namen ich mir gemerkt hatte.

Als sie uns sahen, senkten sie die Blicke. Die dunkelhäutige Cleo drehte sogar den Kopf und schaute aus dem Fenster.

Sollte sie.

Wir drückten die Tür auf und wollten in den anderen Wagen gehen, als mir etwas auffiel. »Moment mal«

Suko blieb sofort stehen.

Es war erstens der Geruch und zweitens ein pfeifendes Geräusch.

Beides drang aus derselben Richtung. Links von uns befand sich eine schmale Tür. Dort ging es zur Toilette.

»Hast du da nachgeschaut?« fragte ich Suko.

»Nein.«

Wie auf Kommando zogen wir unsere Pistolen, wobei wir hofften, daß niemand der Fahrgäste etwas davon mitbekam. Verschlossen war die Tür nicht.

Ich legte meine Hand auf die Klinke und riß die Tür wuchtig auf. Beide schauten wir in die schmale Toilette, wo es so erbärmlich nach Moder stank.

Der kleine Raum war leer.

Das Fenster stand offen. Jetzt wußte ich auch, woher das pfeifende Geräusch stammte. Es war der Fahrtwind, der durch das offene Fenster und in unsere Haare fuhr.

Jetzt kannten wir den Fluchtweg der Ghouls. Aber warum waren sie erst eingestiegen, wenn sie so schnell den Wagen wieder verlassen wollten.

So recht traute ich dem Braten nicht. Womit sie das Fenster eingeschlagen hatten, wußte ich ebenfalls nicht, es spielte auch keine Rolle.

»Was sagst du?« fragte Suko.

»Gar nichts.« Ich betrat den winzigen Toilettenraum und ging auf das Fenster zu.

Der Wind biß in meine Augen. Er brachte Staub und Dreck mit, pustete das Zeug in den Raum.

Als ich vor dem Fenster stand, sah ich noch die kleinen Splitterecken, die in der Dichtungsmasse hingen.

»Sei vorsichtig!« warnte Suko, der wußte, was ich beabsichtige.

Ich stützte meine Hände auf, versuchte einigermaßen Halt zu bekommen und schaute durch die Öffnung. Vielleicht hatten sich die Ghouls außen an die Tür geklammert oder irgend etwas anderes im Sinn gehabt, auf jeden Fall wollte ich einfach nicht daran glauben, daß sie so mir nichts dir nichts verschwunden waren.

Sie waren noch da.

Allerdings nicht an irgendeiner Tür, sondern auf dem Dach. Das merkte ich, als mir eine schleimige Klaue genau auf die Stirn klatschte…

Der Subwayführer hieß Jim Hatfield. Er war Earls ältester Sohn, und man hatte ihm vor einem Jahr die Verantwortung für einen Zug übertragen.

Jim Hatfield liebte seinen Job. Zudem war er in seinem Führerstand der König. Hier konnte er schalten und walten, niemand redete ihm rein, er allein trug die Verantwortung für die Fahrgäste. Eine schwere, aber auch schöne Aufgabe für einen Mann von 27 Jahren.

Seinen Vater konnte Jim nicht verstehen, daß er noch immer den gleichen Dienst versah. Der alte Hatfield ging tagsüber und auch nachts die Strecken ab, kontrollierte sie und erstickte dabei fast in der Routine.

Jim war da anders. Er brauchte die tägliche Herausforderung, und die hatte er.

Man konnte ihn als einen sympathischen Burschen bezeichnen. Er hatte schwarzes Haar, dunkle Augen und ein sonnenbraunes Gesicht. Die Frauen hatten es ihm immer leicht gemacht, aber Hatfield war inzwischen in das Alter gekommen, wo er daran dachte, zu heiraten. Er hatte sich, auch schon ein Girl ausgesucht. Leider war es verlobt, schien jedoch nicht abgeneigt zu sein, die Verlobung zu lösen. Am morgigen Tag würde es sich entscheiden, dann wußte Hatfield mehr.

Das Führerhaus war nicht sehr groß. Viel Platz nahm auch die

Elektronik weg, sowie die Überwachungsgeräte. Jim Hatfield mußte seine Augen überall haben, er war keine Minute unkonzentriert, auch nicht in der Nacht.

Als er die Station Pimlico anlief und einen Moment Pause hatte, holte er die Warmhaltekanne hervor, schraubte sie auf und goß etwas von Mutters Tee in einen Becher. Sein Vater bekam das gleiche Getränk mit.

Es schmeckte den beiden gut.

Jim hörte die Schreie und auch die hämmernden Schritte auf dem glatten Boden. Er leerte erst seinen Becher, bevor er sich erhob und einen Blick durch das Seitenfenster warf.

Da war schon alles vorbei. Zwar liefen noch einige Menschen sehr aufgeregt vor dem Zug hin und her, doch die Ghouls waren bereits eingestiegen. Jim Hatfield konnte sie nicht mehr sehen. Er dachte an eine Schlägerei, wie es sie oft und vor allen Dingen in der Nacht gab.

Was wirklich geschehen war, das ahnte er nicht einmal im Traum. Er warf einen Blick auf die Uhr.

Abfahrt.

Vor ihm gähnte der Tunnelschlund. Im Anfang hatte Jim so etwas wie Angst verspürt, mit dem Zug in die enge Röhre hineinzusausen, mittlerweile hatte er sich daran gewöhnt. Das Fahren unter der Erde war für ihn zur Routine geworden.

Der Zug fuhr in den Tunnel, und Jim Hatfield erhöhte die Geschwindigkeit. Er war immer stolz darauf gewesen, den Fahrplan eingehalten zu haben.

Vor ihm glänzten die Schienen vom Licht der Scheinwerfer getroffen. Er sah für den Bruchteil einer Sekunde auch andere helle Gegenstände, die zwischen den Schwellen lagen. Jim Hatfield konnte nicht ahnen, daß es sich dabei um Gebeine handelte…

Der Zug fuhr weiter.

Sein Führerstand galt als relativ schalldicht, das mußte auch so sein, sonst hätte er unter Umständen den Warnton des Funkgeräts überhört.

Als sich die Anlage meldete, war Jim überrascht. Die Leitstelle sprach wenig mit ihm, wenn ja, dann lag ein triftiger Grund vor. Wie immer spürte der Mann den Kloß im Magen, der sich bei ihm automatisch einstellte, wenn er die Lampe aufflackern sah.

Er meldete sich.

Es war tatsächlich Dustin Ambrose, der Einsatzleiter, der mit ihm sprechen wollte.

»Hören Sie genau zu, Jim und stellen Sie keine weiteren Fragen. Was ich Ihnen mitteile, ist lebenswichtig, und es kommt zu einem Großteil auf Sie an, ob wir die Sache überstehen.«

»Klar, Sir.« Jim Hatfield schluckte und spürte den Schweiß auf seiner Stirn.

»Im Zug befinden sich zwei Mörder, Jim. Sie werden nirgendwo anhalten und einfach durchfahren. Nur drosseln Sie etwas die Geschwindigkeit. Ich habe an den Stationen Bescheid gegeben. Die zuständigen Dienststellen dort sind alarmiert worden. Man weiß Bescheid und riegelt die Bahnsteige ab. Alarmstufe eins. Haben Sie alles verstanden, Jim?«

»Jawohl, Sir.« Der Zugführer erkannte seine eigene Stimme nicht mehr wieder. Von einer Sekunde zur anderen steckte er plötzlich in einer Streßsituation.

»Dann wünsche ich Ihnen viel Glück, und beten Sie, Jim, daß alles glimpflich abläuft. Denken Sie an Ihre Verantwortung.« Auch Ambroses Stimme war leiser geworden. Es knackte noch einmal, dann war die Verbindung unterbrochen.

Jim Hatfield blieb für eine Weile starr sitzen. Er dachte an die Anordnung und verlangsamte die Geschwindigkeit des Zuges. Seine Bewegungen glichen denen eines Automaten. Angst hielt sein Herz umkrampft.

Er dachte wieder an das Durcheinander auf dem Bahnhof Pimlico. Dort mußten die Mörder zugestiegen sein. Und ihm fielen Zeitungsberichte ein, die über Entführungen und Geiselnahmen berichtet hatten. In einer U-Bahn war so etwas noch nie passiert. Jetzt mußte er sich auf die neue Situation einstellen.

War er ein Held? Konnte er so handeln wie manche Piloten? Kaltblütig und entschlossen?

Jim Hatfield merkte, daß er von der Lage überfordert wurde. Bisher hatten die unbekannten Geiselnehmer noch nicht reagiert, was sich allerdings sehr schnell ändern konnte, wenn sie erst einmal ihre Bedingungen bekanntgaben.

Wie würden die aussehen?

Ihm wurde bewußt, daß er sich über Dinge Gedanken machte, die nicht zu seinem Job gehörten. Aber wie würde er reagieren, wenn jemand den Führerstand betrat?

Er durfte nicht daran denken, drehte sich auf seinem Stuhl um und warf einen Blick zur Tür.

Alles blieb ruhig.

Noch…

Obwohl er die Geschwindigkeit gesenkt hatte, fuhr ihm der Zug noch immer zu schnell. Jim Hatfield sorgte dafür, daß die Subway langsamer wurde.

Soeben rollte er in eine langgestreckte Kurve. Er kannte sie. Hinter der Kurve begann die Gerade und dann war bald die nächste Station erreicht.

Jim schaute nach vorn. Er hatte am Rücken keine Augen und auch nicht an der Seite. Deshalb sah er nicht, was sich außen an der

Fahrertür abspielte.
Vom Dach her tauchte ein schleimiges Wesen auf, das sich wieg mit Saugnäpfen versehen an dem glatten Metall festkrallte und auch vom Fahrtwind nicht abgeschüttelt werden konnte, so daß es langsam tiefer glitt.
Schon schmierten lange Arme über die Außenhaut der Scheibe und suchten nach dem Türgriff. Denn die Türen an der Zugmaschine ließen sich auch mit der Hand öffnen.
Noch war Jim Hatfield ahnungslos. Unbeweglich hockte er auf seinem Platz und schaute starr nach vorn, wo die Gleise vor seinen brennenden Augen zu zerfließen schienen.
Die Angst wurde stärker. Und es war auch die relative Ruhe, die an seinen Nerven zerrte. Niemand meldete sich, keiner zeigte sich, es war nicht normal.
Der Ghoul klebte schon an der Tür. Wie abgeschnitten tauchte sein Gesicht über dem Rand der Scheibe auf. Gefährlich sah sein Maul mit den gebleckten Zähnen aus. Augen waren nur dann zu sehen, wenn sich der Schleim veränderte und kleine, wie Glasmurmeln aussehende Kugeln freigaben.
Ein heftiger Druck auf die Klinke.
Die Tür sprang auf. Augenblicklich heulte der Fahrtwind in die Kabine, erfaßte herumliegende Papiere und wirbelte sie hoch.
Jim Hatfield fuhr herum. Eine Eisenklammer schien sein Herz zu umschließen. Ihm war es unbegreiflich, daß die Tür plötzlich aufschwang, so etwas war noch nie vorgekommen. Die mußte jemand von außen geöffnet haben, was unmöglich war bei der Geschwindigkeit, denn da konnte niemand an der glatten Außenwand der Wagen entlang klettern.
Und doch stand die Tür offen.
Der Fahrtwind hatte sie weit herumgedrückt, so daß sie mit der Klinke gegen die Wagenwand schlug, doch im nächsten Augenblick wurde die Tür von einer Gegenkraft wieder auf das Rechteck zugeschoben.
Die Augen des Fahrers wurden noch größer. Er stierte die Tür an und sah auch die schleimige Klaue, die sich um den Rand schob und von Sekunde zu Sekunde größer wurde, so daß ein regelrechter Arm daraus entstand.
Beim Arm blieb es nicht allein. Schleimige Schultern und der Kopf mit dem aufgerissenen Maul folgten.
Jim Hatfield glaubte, den Verstand zu verlieren…

***

Es wirkte wie eine Säure!
Giftig, fressend und auch stinkend. Der Ghoul hatte mir seine

schleimige Klaue gegen den Kopf geschlagen, bis zur Stirn weitete sie sich aus, und sie zerrte in meinen Haaren.

»Suko!« keuchte ich.

Der Chinese war schon heran. Kräftige Fäuste umklammerten meine Hüfte. Sie rissen mich vom Fenster weg und auch aus der Gewalt des widerlichen Ghouls.

Gemeinsam krachten wir gegen die Wand, fielen aber nicht zu Boden.

Suko schoß an mir vorbei. Die Kugel pfiff durchs Fenster, den Ghoul traf sie nicht.

Der hatte sehr schnell reagiert und sich auf das Dach zurückgezogen.

Meine Stirn brannte ebenso wie der Kopf. Zum Glück gab es ein winziges Waschbecken. Ich mußte ein Pedal treten, damit Wasser aus einer Öffnung strömte.

Das kühle Naß lief mir ins Gesicht. Es rann über die Haut und spülte den modrigen Schleim weg.

Suko stand schräg neben dem Fenster, hatte den Kopf in den Nacken gelegt, die Augen wegen des herein pfeifenden Fahrtwindes verengt und peilte nach draußen.

»Siehst du was?« fragte ich Wasser spuckend.

»Nein, er hat sich auf das Dach zurückgezogen.«

»Und der zweite?«

»Keine Ahnung.«

Ich hob den Kopf, sah meine gerötete Stirn im halbblinden Spiegel und griff nach einem Papiertaschentuch. Handtücher gab es hier keine. Die waren wohl gestohlen worden.

Das Brennen hatte nachgelassen. Ich wischte mir die letzten Wassertropfen aus dem Gesicht und stellte mich neben Suko.

Fahrtwind wühlte mein Haar auf, sehen konnte ich nichts, nur die dunklen Tunnelwände huschten vorbei.

Gleichzeitig merkten wir, daß der Zug langsamer wurde. Der Fahrer hatte die Geschwindigkeit gedrosselt.

»Verstehst du das?« fragte Suko.

»Moment.« Ich holte das Walkie-talkie hervor und schuf die Verbindung zu Dustin Ambrose.

Er meldete sich sofort.

»Der Zug ist langsamer geworden. Haben Sie dafür gesorgt, Mr. Ambrose?«

»Ja, ich habe mit dem Fahrer gesprochen.«

»Und? Wie reagiert er?«

»Man kann nur hoffen, daß er die Nerven behält, Herr Oberinspektor.«

»Da sagen Sie etwas. Übrigens, Mr. Ambrose, wir wissen jetzt, wo sich die Ghouls befinden!«

»Haben Sie schon Fahrgäste angegriffen?«

»Nein, das nicht, aber sie haben sich seltsamerweise auf das Dach zurückgezogen.«

»Was wollen sie denn da?«

»Das frage ich mich auch. Denken Sie mal nach. Was könnte die Wesen veranlaßt haben, sich auf dem Dach weiterzubewegen?«

»Keine Ahnung.«

»Kann man die Türen von außen öffnen?«

»Nein.«

»Dann ist es gut.«

»Augenblick!« rief er. »Da fällt mir etwas ein. Die Tür am Fahrerhaus läßt sich von außen öffnen.«

Suko hatte mitgehört. Er warf mir einen bedeutungsvollen Blick zu. Das war es also. Sicherlich wollten die beiden Ghouls zum Fahrer. Gar nicht so ungeschickt.

»Was wollen Sie denn jetzt unternehmen?« fragte Dustin Ambrose.

Ich lachte freudlos. Ihm mußte es wie Krächzen in seinen Ohren klingen.

»Wahrscheinlich müssen wir aufs Dach, mein Lieber.«

»Während der Fahrt?«

»Wissen Sie eine bessere Lösung?«

»Nein, nein!« stotterte er.

»Aber ich kann Ihnen noch einen Vorschlag machen«, sagte ich.

»Stoppen Sie den Zug.«

Dustin Ambrose sagte erst einmal nichts. Mein Vorschlag hatte ihm die Sprache verschlagen. »Den Zug stoppen? Verdammt, wie soll ich das bewerkstelligen.«

Ich schaute aus dem Fenster, wo noch immer die Tunnelwände vorbeiwischten. »Sie sprechen mit dem Fahrer, dann muß das laufen.«

»Natürlich. Warten Sie so lange, Mr. Sinclair. Ich rufe Sie zurück.«

»Okay.«

»Damit habe ich auch nicht gerechnet«, meinte Suko und schüttelte den Kopf. »Erst wollen wir einen trinken gehen, und dann treffen wir statt dessen auf Ghouls. Ich möchte gern wissen, wie viele von diesen Bestien noch in London herumlaufen?«

Ich hob die Schultern. Die Tür hatten wir inzwischen geschlossen.

Durchzug entstand nicht mehr. Der herein pfeifende Wind fing sich in der engen Kabine. Suko hatte die Beretta noch nicht weggesteckt. Die Mündung wies auf das Fenster. Mein Freund rechnete damit, daß die Ghouls jeden Augenblick wieder auftauchen konnten.

Sie blieben verschwunden. Es war zum Glück bisher nicht so schlimm gekommen, wie ich angenommen hatte. Die Ghouls waren zwar da, aber sie hatten sich nicht an den Menschen vergriffen. Das konnte man schon als einen großen Vorteil verbuchen.

Ich vernahm den Summton. Dustin Ambrose wollte etwas von mir. Rasch meldete ich mich.

»Sir«, keuchte Ambrose. »Es ist etwas Schreckliches passiert. Verdammt, ich drehe bald noch durch.«

»Was ist denn los? Reden Sie!«

»Ich habe versucht, mit dem Zugführer in Kontakt zu treten, bekomme aber keine Antwort.«

Suko und ich zuckten gleichzeitig zusammen. Jetzt wußten wir, was die Ghouls vorhatten und wohin sich die beiden Dämonen wandten. Sie wollten den Zugführer.

»Mr. Sinclair! Sind Sie noch da?«

»Ja.«

»Was machen wir denn jetzt?«

»Ich muß in die Führerkabine, das ist unsere einzige Chance. Vielleicht kann ich noch etwas retten.«

»Ja, versuchen Sie es.«

Die Verbindung wurde unterbrochen. Ich steckte das Gerät weg. Es war gerade in meiner Tasche verschwunden, und ich wollte mich schon wieder zum Gehen wenden, als es geschah.

Zuerst hörten wir ein hohles Kreischen. Dann gab es einen unerwarteten Ruck. Ich hatte die Hand bereits nach dem kleinen Türgriff ausgestreckt, als mich die gewaltige Kraft packte, erst nach vorn gegen Suko schleuderte, dann wieder zurück und das gleiche Spielchen mit Suko trieb.

Wir fielen übereinander, krachten gegen das Waschbecken, fielen zu Boden und hörten die Schreie.

Der Zug bockte und zeigte sich störrisch wie ein alter Esel. Mir gelang ein zufälliger Blick zum Fenster, wo ich draußen die lange Funkenspur sah, die von den Rädern hochgeschleudert wurde.

Jemand hatte die Notbremse gezogen.

Der Zug stand.

Auf freier Strecke und mitten im Tunnel!

***

Jim Hatfield erstarrte vor Angst!

Was dort den Führerstand betrat und er mit eigenen Augen zu sehen bekam, war so schlimm, daß er es nicht glauben wollte. Das war ein Alptraum aus einem Science-Fiction-Film und aus einem Horror-Streifen zusammen.

Grauenhaft…

Das Wesen bewegte sich wie eine Qualle und schlängelte sich in den Führerstand.

Und es brachte den Geruch mit.

Zuerst wollte Jim Hatfield es nicht glauben, doch das war keine

Täuschung. Es stank nach Moder, Grab und Friedhof. Eine makabre Mischung, die einem Menschen den Magen in die Kehle treiben konnte.

Auch Jim Hatfield wurde es übel, als er den Gestank wahrnahm. Hinzu kam noch seine Angst, denn er wußte plötzlich, daß dieses Wesen gekommen war, um ihn zu töten.

Hatfield zitterte. Er machte sich keine Gedanken mehr darüber, wer dieses Wesen war, er wußte nur noch, daß er um sein Leben kämpfen mußte.

Und raus konnte er auch nicht. Wenn er sprang, würde er gegen die Wand prallen und dort zerschmettert. An die Notbremse dachte er in diesen Augenblicken nicht.

Hatfield suchte nach einer Waffe.

Er drehte den Kopf, und seine Blicke glitten durch den Führerstand, um etwas zu finden, womit er sich verteidigen konnte.

Es gab in der Kontrollkonsole eine Schublade, in der Werkzeug aufbewahrt wurde. Mit einem Sprung hatte Jim die Konsole erreicht und riß die Lade auf.

Zange, Schraubenzieher, ein Lötkolben, mehrere Kunststoffschachteln mit Schrauben.

Und ein schwerer Schraubenschlüssel!

Die fünf Finger der rechten Hand umklammerten den Griff. Jim Hatfield riß den Schraubenzieher hervor und drehte sich um.

Der Ghoul war nicht an der Tür stehengeblieben. Er hatte sich weiterbewegt. Der Fahrtwind heulte in den Führerstand und zerrte an den Haaren des Mannes.

Hatfield hob den rechten Arm. Seine Hand bebte, auf seiner Stirn lag der kalte Schweiß, der Mund war halb geöffnet, als würde er jeden Moment einen Schrei ausstoßen.

Dann warf er sich vor.

Der Arm mit dem schweren Schraubenschlüssel wuchtete nach unten.

Er konnte den Ghoul gar nicht verfehlen und traf ihn auch dort, wo sich der Kopf befand.

Das schwere Werkzeug wühlte sich in die schleimige Masse. Der Schlag wurde abgebremst, und Hatfield kam es vor, als hätte er in Pudding gedroschen.

Ohne eine Reaktion zu zeigen, nahm der Ghoul den Hieb hin. Sofort ging er zum Gegenangriff über. Seine schleimigen Klauen drehten sich um die Hüften des Fahrers und hoben ihn hoch. Hatfield spürte keinen Boden mehr unter den Füßen, er hatte der Kraft des Ghouls nichts entgegenzusetzen, und für eine schrecklich lange Sekunde glaubte er, der Ghoul würde ihn aus dem fahrenden Zug werfen.

Das geschah nicht.

Mit seiner Beute drehte sich das Wesen und schleuderte Jim Hatfield

gegen die Steuerkonsole.

Jim schrie. Das Holz war stabil, sein Rücken nicht. Er spürte den ziehenden Schmerz, der bis in sein Genick stach, und die Beine gaben nach.

Rote Nebel wallten vor seinen Augen. Im Unterbewußtsein vernahm er die Stimme des Einsatzleiters in der Zentrale, aber Jim war nicht mehr in der Lage, sich zu melden.

Der Ghoul schmatzte in wilder Vorfreude. So etwas wie eine Zunge stach aus dem Maul und kreiste über den Rand der Öffnung. Dieses Opfer war dem Ghoul sicher.

Noch einmal raffte sich Jim Hatfield auf. Er schlug unkontrolliert um sich, traf den Ghoul auch, dann klatschte etwas gegen seinen Arm, so daß dieser zurückgeschleudert wurde.

Der schwere Schraubenschlüssel hieb und das war wirklich Zufall gegen den Schalter, der die Notbremse auslöste.

Plötzlich war alles anders.

Jim Hatfield vernahm noch das impertinente Kreischen, als die Räder über die Schienen radierten, sah aus den Augenwinkeln den Funkenflug, dann wurde er zu einem Spielball der Kräfte.

Jim wurde nach vorn gestoßen und krachte vor die gegenüberliegende Wand. Sein Arm hämmerte noch gegen die verschlossene und zu den Wagen führende Tür.

Auch der Ghoul geriet aus der Fassung. Die Fliehkraft wirbelte ihn durch den Führerstand, allerdings hatte er es leichter, denn er konnte seine Gestalt verändern und sie den gegebenen physikalischen Gesetzmäßigkeiten anpassen.

Der Ghoul wurde fast platt. Er sonderte Schleimspuren ab, die dicke Lachen auf dem Boden bildeten, und als der Wagen zum Stehen kam, hatte der Ghoul es geschafft.

Ihm war nichts passiert, er war auch nicht aus dem Führerhaus geschleudert worden.

Jim Hatfield erging es wesentlich schlechter. Der Mann lag auf dem Boden und stöhnte. Aus einer Rißwunde, die quer über seine Stirn lief, sickerte Blut. Jim hatte seinen Kopf nicht rechtzeitig schützen können und war gegen eine Kante geschlagen. Er befand sich in einem Zustand, der nicht weit von der Bewußtlosigkeit entfernt war.

Der Körper des Ghouls veränderte sich wieder. Er wuchs mehr zusammen, und es entstand ein Wesen, das in seiner Form entfernte Ähnlichkeit mit einem Menschen hatte.

Dabei riß er das Maul auf und entdeckte im nächsten Augenblick den Schraubenschlüssel.

Jim Hatfield hatte ihn fallengelassen.

Das Werkzeug lag in einer Ecke, dicht unter dem Fenster. Ein gefährliches, aber auch triumphierendes Fauchen drang aus dem

offenen Maul des Ghouls.

Das war genau das, was ihm noch fehlte.

Teleskopartig fuhr er seinen Arm aus. Die Klaue umfaßte den schweren Schraubenschlüssel und hob ihn hoch…

***

Zuerst konnte ich nicht fassen, daß es vorbei war. Ich lag in einer Stellung, die man schon als unmöglich bezeichnen konnte. Halb auf Suko und mit den Beinen hoch an der Wand.

Im Zug selbst herrschte eine seltsame Stille. Mir schien es, als litten die Menschen unter einem Schock und konnten nicht begreifen, daß es vorbei war.

»Für dich scheint die Lage ja bequem zu sein«, beschwerte sich der Chinese. »Für mich aber weniger.«

Er hatte kaum ausgesprochen, als die erste Frau schrie. Es hörte sich an wie eine Sirene. Der Schrei besaß Signalwirkung. Plötzlich schrien und brüllten sämtliche Fahrgäste durcheinander. Es kam zu einem regelrechten Exzeß.

Panik breitete sich aus. Schwere Schläge hämmerten gegen Türen und Fenster, die Angst hielt die Leute gepackt.

Ich war inzwischen hochgekommen und riß die Tür auf. Zwei Jugendliche stürmten auf mich zu. Weit waren ihre Augen aufgerissen.

Einer blutete an der Hand.

»Wir wollen hier raus! Wir wollen raus!« Sie brüllten und taumelten weiter.

Uns war nichts passiert. Ein paar blaue Flecken vielleicht, mehr auch nicht.

»Was machen wir?« fragte Suko.

Ich hatte mich schon entschieden. »Einer muß zum Fahrer.«

»Das übernehme ich« sagte mein Freund.

Damit war ich einverstanden.

»Und du, John?«

Ich deutete mit dem Daumen über meine Schulter auf das offene Fenster.

Suko wußte Bescheid. Er klopfte mir noch auf die Schulter und verschwand.

Ich aber wandte mich dem Fenster zu. Dabei ging ich von folgender Überlegung aus. Der Ghoul war sicherlich vom Dach geschleudert worden, als jemand die Notbremse betätigte. Wahrscheinlich fand ich ihn neben dem Zug, wo er versuchen würde, in die Wagen hineinzukommen.

Ich streckte meinen Kopf durch das zerstörte Fenster.

Es war nicht völlig dunkel. Weiter entfernt brannte eine Lampe. Ihr trüber Schein fiel auf die Zugmaschine und die Dächer der ersten

beiden Wagen. Ich schaute nach unten und suchte den Ghoul. Zwischen Zug und Tunnelwand sah ich ihn nicht.

Vielleicht war er an der anderen Seite heruntergefallen. Zurücklaufen wollte ich nicht und kletterte deshalb aus dem Fenster. Es war eine regelrechte Schufterei. Ich drehte mich dabei, so daß ich mit dem Rücken zum Fenster stand, drückte meinen Oberkörper hinaus und machte die Arme lang. Meine Finger strichen über die Außenhaut der Wagen und fanden die schmale Regenrinne am Dach. Einen anderen Halt hatte ich nicht. Es mußte einfach klappen.

Während der Fahrt wäre mir das nie gelungen.

Ich klammerte mich mit den Fingern fest, winkelte zuerst das rechte Bein an, stützte mich auf der schmalen Fensterbank ab und tat mit dem linken das gleiche.

In dieser zusammen geknickten Haltung blieb ich für einen Moment und nahm die Geräusche der Umwelt in mich auf.

Ich hörte und sah sie.

Es war schlimm. Die Menschen wollten raus. Sie sahen diesen Zug als eine Rattenfalle an. Es gelang mir, einen Blick nach unten zu werfen, nach rechts und links und sah schemenhaft die Gesichter hinter den Scheiben. Blasse Flecken, aufgerissene Münder, Fäuste, die gegen die Scheibe trommelten, dumpf klingende Schreie.

Eine Panik hatte mir noch gefehlt, denn die Ghouls würden sich schadlos halten. So etwas brauchten sie, so etwas nutzten sie aus. Mein Aufenthalt in dieser unbequemen Lage hatte nur Sekunden gedauert, ich mußte zusehen, daß ich auf das Dach des Wagens kam.

Es war eine Quälerei, da mein Gewicht nur an den Fingern hing. Ich biß die Zähne zusammen, stemmte mich mit den Füßen ab, rutschte aus und zog verbissen weiter.

Geschafft.

Wie ein Wurm kroch ich auf das Dach, wo ich schwer atmend liegenblieb.

Der Schweiß rann mir in die Augen. Die angewinkelten Arme benutzte ich als Stütze und gelangte so in die Hocke.

Ein Blick nach vorn.

Dort war es heller. Der Lampenschein hatte sich auf das Zugdach gelegt, er schuf dort eine rötlichweiße Fläche.

Keine Spur von dem Ghoul.

Ich rutschte ein wenig nach links und schaute auf der anderen Seite des Dachs zu Boden.

Zwischen Zug und Tunnelwand lastete die Dunkelheit, keine Spur von einem Ghoul.

Dann drehte ich mich um.

Dach reihte sich an Dach. Von meinem Standpunkt sah es so aus, als wäre alles eine glatte Fläche, die sich in der Dunkelheit verlor.

Schwarz und drohend lag sie vor mir. Durch keine Bewegung unterbrochen und keinen Lampenschein aufgehellt.

Unter mir zitterte der Wagen. Die Menschen tobten und schrien. Dann splitterte die erste Scheibe. Überall in den Wagen hingen Hämmer, mit denen man im Notfall die Scheiben einschlagen konnte, wenn die Türen verschlossen waren. Der Fahrer konnte sie öffnen, er schien nicht in der Lage zu sein.

Dann sah ich den Ghoul.

Im ersten Augenblick erschreckte ich mich, denn zwei helle Augen starrten mich aus dem Dunkel vor mir an.

Ich zog die Beretta.

Noch zögerte ich, weil der Ghoul ein schlechtes Ziel bot. Ich wollte ihn erst näherkommen lassen, um sicher sein zu können, daß ich ihn auch traf.

Er blieb.

Dafür bewegte ich mich vor.

Auf allen vieren kroch ich, wobei ich meinen Gegner nicht aus den Augen ließ.

Er sorgte dafür, daß die Entfernung zwischen uns gleich blieb, denn im gleichen Schneckentempo wie, ich vorging, zog der Ghoul sich zurück.

Das Spielchen gefiel mir überhaupt nicht. Ich opferte eine Silberkugel und schoß.

Fahlgelb sah ich es vor der Mündung aufblitzen. Ich hatte auf die Augen gehalten, vernahm allerdings keinen Einschlag und hörte nur, wie die Kugel über das Dach des Wagens schrammte.

Ich hatte wirklich keine Lust mehr, mich auf eine endlos lange Auseinandersetzung einzulassen, ich wollte die Entscheidung. Deshalb blieb ich auch nicht mehr in meiner Haltung, sondern kam hoch.

Vor mir hörte ich das Fauchen.

Ich senkte den rechten Arm und zielte genau.

Da traf mich der Schlag in den Rücken. Das geschah völlig unvorbereitet. Der Treffer schüttelte mich durch. Etwas fiel hinter mir dumpf auf das Wagendach und rutschte dann ab, wobei es auf den Schotter neben den Schienen knirschte.

Ich fiel nach vorn, knallte auf die Knie und hatte das Gefühl, mein Rücken wäre geteilt worden.

Im nächsten Augenblick spürte ich schleimige Hände. Sie umfaßten von hinten meine Kehle.

Der zweite Ghoul war da!

***

Suko geriet in das Chaos.

Obwohl er es wirklich nicht weit bis zum Führerhaus hatte, war ihm

der Weg verbaut.

Die Menschen lagen auf dem Boden. Sie stöhnten, schrien und jammerten. Ihre Körper versperrten den Weg zwischen den Sitzen.

Einige drehten auch durch und trommelten gegen die geschlossenen Fensterscheiben.

Suko mußte sich seinen Weg regelrecht bahnen. Zuerst versuchte er es mit Worten, niemand schuf Platz, da war einfach kein Durchkommen. Es ging um ein Menschenleben, Suko konnte sich nicht mehr lange aufhalten, und er schaufelte sich buchstäblich den Weg frei. Fahrgäste, die ihm in den Weg liefen, schleuderte er zur Seite, so daß sie wieder auf die Sitze fielen.

Als er den ersten Wagen durchquert hatte und den zweiten betrat, sah er die beiden jugendlichen Rocker. Sie hatten Fahrradketten und hämmerten damit gegen die Scheiben.

Lange hielt das Glas nicht stand. Das erste Fenster zerklirrte. Die Rocker schrien vor Freude.

»Raus, jetzt können wir raus!«

Das wollte Suko nicht zulassen. Wenn die beiden aus dem Fenster kletterten und andere Personen dem Beispiel folgten, würden sie den Ghouls unter Umständen in die Arme laufen.

»Zurück!« schrie Suko. Er packte einen an der Schulter und schleuderte ihn herum.

Der zweite schlug mit der Kette zu. Suko duckte zwar ab, er spürte trotzdem die einzelnen Glieder am Nacken, wo sie einen dunklen Streifen hinterließen.

Der Chinese wuchtete seine Faust hoch. Der Rocker nahm den Schlag voll, verdrehte die Augen, fiel in die Sitze und meldete sich ab. Den zweiten räumte Suko ebenfalls aus dem Weg und lief weiter.

Er durchquerte auch den nächsten Wagen und stand dann vor der Zugmaschine.

Eine Tür versperrte ihm den weiteren Weg. Ferner wies ein Schild darauf hin, daß Unbefugten der Eintritt streng verboten war. Die schwarzen Buchstaben standen auf weißem Untergrund.

Die Tür war verschlossen. Sie bildete aber für Suko kein Hindernis. Ein rascher Blick durch die Scheibe hatte ihm gezeigt, daß es höchste Eisenbahn war.

Zweimal trat er zu. Sein Fuß fand genau die Stelle, um die Tür aus dem Rahmen zu schmettern. Sie splitterte auf. An der Seite wurde sie aus den Angeln gewuchtet und kippte nach innen.

Der Chinese hatte freie Bahn.

Er war wirklich in letzter Sekunde gekommen, falls nicht schon zu spät.

Der Ghoul hatte mit einem schweren Schraubenschlüssel zugeschlagen.

Blut lief über das Gesicht des Zugführers, der unter dem stinkenden Wesen lag.

Suko wollte den Ghoul mit der Beretta erledigen. Um die Dämonenpeitsche zu ziehen, fehlte die Zeit.

Auch der Ghoul hatte bemerkt, daß er und sein Opfer nicht mehr allein waren. Er reagierte.

Suko sah die Bewegung kaum, so schnell war das widerliche Wesen plötzlich, aber etwas wirbelte auf den Chinesen zu, und er kam nicht mehr rechtzeitig weg.

Der schwere Schraubenschlüssel überschlug sich einmal in der Luft, dann hieb er gegen Sukos Brust und traf zufällig noch die Waffenhand.

Der Treffer brachte den Chinesen aus dem Konzept. Suko fiel zurück und taumelte durch die offene Tür. Für einige Sekunden war ihm die Luft genommen, denn der schwere Schraubenschlüssel hatte seine Brust malträtiert.

Suko fing sich wieder. Er wollte erneut auf den Ghoul anlegen, sah aber kein Ziel.

Das Wesen hatte sich aus dem Staub gemacht. Es schien zu ahnen, wie gut der neue Gegner bewaffnet war.

Suko gelang es schnell, sich aus den Türtrümmern zu befreien. Als er den Führerstand betrat, sah er nichts mehr von dem Ghoul. Er mußte durch die offene Tür verschwunden sein.

Suko wollte hinterher, aber da war noch der Fahrer, der in verrenkter Haltung auf dem Boden lag.

Mein Freund kniete sich neben ihn. Jim Hatfield lebte. Der Ghoul mußte erst einmal zugeschlagen und dabei auch nicht richtig, getroffen haben.

Suko erkannte die blutige Schramme an der Seite des Kopfes, wo die rote Flüssigkeit in die Haare quoll.

Der Fahrer atmete schwer und stöhnend. Sicherlich hatte er eine Gehirnerschütterung davongetragen, die er hoffentlich überlebte. Bevor der Chinese sich an die Verfolgung machen konnte, wurde er abermals abgelenkt.

Das in der Konsole eingelassene Sprechgerät war eingeschaltet. Suko vernahm die aufgeregte Stimme des Dienststellenleiters.

»Hatfield, melden Sie sich. Was ist passiert? So reden Sie doch, Mann.«

Suko orientierte sich kurz und fand die Schaltung zum Gegensprechen.

Er sagte seinen Namen.

»Sie?« krächzte Ambrose. »Was ist mit Hatfield?«

»Er ist verletzt, Sir. Der Zug steht.«

»Wie das?«

»Notbremse.«

»Sollen wir, kommen?«
»Halten Sie sich in Bereitschaft. Und alarmieren Sie schon Ärzte und Sanitätspersonal.«
»Wird gemacht.«
Mehr brauchte der Chinese nicht zu sagen. Endlich konnte er sich auf die Fersen des Ghouls heften.
Suko verließ den Zug auf dem gleichen Weg.

***

Ich spürte die Kraft des Ghouls.
Er drückte mich nach unten, wobei er mich gleichzeitig würgte und ich keine Luft bekam. Zudem ebbte der Schmerz in meinem Rücken noch nicht ab, und von vorn näherte sich der zweite Ghoul. Er kam aus der Dunkelheit, ein brandgefährliches mörderisches Wesen, das seinen Körper gestreckt hatte und auf dem Dach eine Schleimspur hinterließ.
Die Luft wurde mir knapp. Ich hielt zwar die Beretta in der Hand, bekam aber den Arm nicht hoch, weil sich das schleimige Wesen zum Teil an mir vorbeigeschlängelt hatte und die rechte Hand gegen den Wagendachboden drückte.
Mit der Linken versuchte ich, den würgenden Griff zu lösen, aber ich bekam meine Finger nicht zwischen Hals und dem schleimigen Gebilde.
Es wirkte wie ein fester Gummiring, und die Kraft zog mich jetzt nach hinten.
Abermals spürte ich das Brennen auf der Haut. Wieder verglich ich den Ghoulschleim mit Säure. Sie verdauten auch mit dem widerlichen Zeug.
Auch der zweite Ghoul war jetzt da. Er streckte seine Arme aus, und die Klauen fanden meine Beine. Sie wickelten sich um die Knöchel und zogen.
Ich trat zu.
Mein Fuß versank fast in der schleimigen Masse, eine andere Wirkung erzielte ich nicht.
Es wurde ein verzweifelter Kampf. Ich setzte all meine Kräfte ein, hieb die linke Faust in das Gesicht des Ghouls und erzielte keinen Erfolg. Es gelang mir jedoch, mich herumzuwerfen, allerdings bekam ich die Hand nicht frei, und dann riß mich der Ghoul auf die Beine. Allein daran war zu erkennen, welch eine Kraft er, besaß. Auch der zweite umfaßte jetzt mein rechtes Gelenk. Ein scharfer Schmerz durchzuckte meinen Arm, trieb mir die Tränen in die Augen. Ich öffnete die Finger und ließ die Beretta fallen.
Sie blieb auf dem Dach liegen.
Die Ghouls triumphierten.

Das Wesen vor mir bleckte die Zähne. Genau erkannte ich die spitzen Reißer.

Dann hackte es zu.

Stoff riß knirschend. Sehen konnte ich es nicht, weil der Luftmangel bereits rote Kreise vor meinen Augen malte. Aber ich hörte noch den Schrei.

Es war mehr ein wildes Fauchen, der Ghoul vor mir wankte zurück und wedelte mit beiden Armen.

Er traute sich plötzlich nicht mehr heran, denn er hatte das Kreuz gesehen. Es war freigelegt worden, nachdem der Ghoul selbst die Kleidung zerrissen hatte.

Der andere würgte mich nach wie vor. Es sah auch nicht so aus, als würde er es aufgeben.

Ich versuchte mit der freien Hand an das Kreuz zu gelangen, was ich nicht schaffte. Mir fehlte die Kraft, die gleichzeitig mit der Luft aus meinem Körper gepreßt wurde.

Wieder ging ich in die Knie.

In meinem Kopf dröhnte und brauste es. Gewaltige Kräfte schienen mir die Schädeldecke wegsprengen zu wollen. Der Kopf war meiner Ansicht nach um das Doppelte gewachsen.

Ich wollte schreien, bekam keinen Ton hervor, und der Ghoul hinter mir ließ nicht locker.

Wenn ich starb, hatte er seinen Triumph und sein Opfer.

Nur schemenhaft sah ich den zweiten. Er war ein heller Flecken, der in sicherer Entfernung lauerte und sich nicht weitertraute. Er wartete eiskalt ab, bis ich keine Gefahr mehr darstellte.

Das würde bald sein, wenn nicht irgend etwas geschah.

Schon fast an der Schwelle zur Bewußtlosigkeit und im Unterbewußtsein hörte ich das Dröhnen schwerer Schritte auf dem Wagendach. Sie wurden lauter, ich vernahm einen Schrei, dann noch einen, und plötzlich bekam ich wieder Luft.

Endlich!

Ich saugte die miese Tunnelluft in meine malträtierten Lungen, dabei mußte ich würgen und hatte Mühe, auf dem Dach ruhig liegenzubleiben.

Weit hatte ich die Augen aufgerissen. Es vergingen Sekunden, dann konnte ich wieder klar sehen und bekam mit, daß sich der Ghoul vor mir zur Flucht wandte.

Er rutschte vom Dach.

Ich war einfach zu schwach, um ihn daran zu hindern. An die Pistole kam ich nicht heran, sie lag irgendwo auf dem Dach, das Messer kriegte ich nicht zwischen die Finger, weil ich zu matt war.

Aber ich drehte mich um.

Drei Riemen pfiffen durch die Luft. Diese Geräusche waren Musik in

meinen Ohren.
Suko schlug zu.
Er vernichtete den Ghoul.
Das widerliche Wesen bekam die Schläge voll mit. Rauch und Qualm drangen aus seinen Wunden, und ein Großteil seines Körpers befand sich bereits in der Auflösung.
Dieser Ghoul würde keinem mehr gefährlich werden. Ich kroch ein wenig nach vorn und stieß gegen meine Waffe. Sofort steckte ich sie ein.
»Alles klar?« fragte Suko. Er war zurückgetreten und schaute zu, wie sich die schleimige Flüssigkeit ausbreitete und langsam an den Rändern des Dachs herabrann, wo sie später in dicken Tropfen zu Boden klatschte.
»Fast«, krächzte ich und massierte meinen Hals, dessen Haut noch stark brannte.
»Und der andere Ghoul.«
Plötzlich waren meine Sorgen vergessen. Auch den Schmerz in meinem Rücken drängte ich zurück.
Einen Ghoul hatten wir erledigen können, der zweite mußte ebenfalls sterben, sonst würde er noch verdammt viel Unheil anrichten.
Der Gedanke war kaum in meinem Gehirn aufgezuckt, als ich schon die Schreie vernahm.
Der Ghoul wütete weiter!

***

Auch die beiden Fixerinnen Ellen Long und Cleo Turner waren von der Notbremsung überrascht worden. Sie hatten nebeneinander gesessen und wurden zuerst nach vorn und dann wieder zurückgeschleudert. Alles ging so schnell, daß sie nicht einmal dazu kamen, einen Schrei auszustoßen. Als der Zug endlich stand, fanden sich beide am Boden liegend wieder. Sie hatten Prellungen abbekommen, und Cleo hielt sich den Kopf. Ansonsten war alles okay.
Neben ihr lag eine Frau und wimmerte. Ihren rechten Arm konnte sie nicht bewegen. Wahrscheinlich war er verstaucht.
So etwas wie Mitleid flackerte in den Mädchen auf, dann jedoch dachten sie an ihr Schicksal und auch daran, daß sie aus dem Zug kommen mußten.
»Los, hoch!« keuchte Cleo.
Ellen war ein wenig benommen. Sie verstand nicht so recht. Cleo reichte ihr die Hand und zog sie auf die Beine. Dann schleifte sie Ellen hinter sich her.
Als die beiden den Chinesen sahen, der sich seinen Weg bahnte, drückten sie sich hinter eine Gruppe von mehreren Leuten, weil sie nicht von ihm gesehen werden wollten.

Sie sahen auch die Rocker, die eine Scheibe einschlugen und von dem Chinesen zur Seite geräumt wurden.

»Scheiß Bulle!« zischte Ellen, wobei sich ihr Gesicht verzerrte.

»Sei ruhig!« warnte ihre Freundin. Cleo hatte die besseren Nerven von beiden.

Der Chinese ging weiter und kümmerte sich nicht um das zerstörte Fenster.

Die Fixerinnen sahen darin ihre Chance.

Da konnten sie raus!

Cleo riß Ellen mit. Die Blonde war mit ihren Gedanken ganz woanders und schreckte erst auf, als sie vor dem offenen Fenster standen, in dessen Rahmen noch zahlreiche scharfkantige Splitter hingen. Auch hier wußte Cleo Rat. Sie winkelte den Arm an und hieb mit dem Ellbogen die Splitter aus der Fassung. Sie fielen nach draußen, wo sie noch einmal zerbrachen.

»Raus, Mensch!« drängte Cleo und schob Ellen vor.

Die verstand noch nicht richtig und mußte praktisch durch das Fenster gedrückt werden.

Schließlich landete sie doch am Boden, schrie aber auf und verzog in jähem Schmerz ihr Gesicht, dessen Ausdruck Cleo durch das aus dem Zug fallende Licht genau sah.

»Was ist?« rief sie.

»Mein Knöchel.«

»Verstaucht?«

»Vielleicht.«

»Warte, ich komme.«

Ellen nickte, und sah zu, wie ihre Freundin sich durch das schmale Fenster wand. Sie stellte sich geschickter an, stieß sich ab und landete neben Cleo auf dem Schotter.

Passiert war ihr nichts.

Cleo reichte ihr die Hand. »Los, hoch, wir müssen weg, Mädchen.«

Ellen ergriff die Finger. »Und wohin?«

»Shit, raus aus dem Tunnel.«

Ellen nickte und kam auf die Beine. Als sie auftrat, zuckte sie zusammen. Ein Blitz schien von unten nach oben durch ihr linkes Bein zu fahren.

»Es geht nicht, Cleo.«

»Das muß aber!« schrie die Farbige.

Schmerzverzerrt war das Gesicht der blonden Fixerin. »Ich kann aber nicht!« schrie sie. Sie wollte was hinzufügen, einen Fluch, ein Schimpfwort, doch als sie Cleo anschaute, erstickte ihr das Wort in der Kehle.

Die Farbige schaute am Wagen hoch. Angst veränderte die Farbe ihrer Haut. Dann ließ sie Ellens Hand los, zuckte zurück, preßte beide

Hände gegen die Wangen und schrie.
Ellen wußte den Grund nicht, sie bekam ihn noch im gleichen Augenblick zu spüren.
Der Ghoul sprang vom Wagendach auf sie nieder.
Wie ein großes Tuch wirkte die schleimige Masse, die sich über das entsetzte Mädchen stülpte. Ellen spürte sie überall, wurde zu Boden gerissen und merkte das Brennen auf ihrer Haut. Ihre Beine schauten aus dem puddingartigen Wesen hervor, die Hacken hämmerten im wilden Stakkato auf den Schotter.
Cleo stand da wie angenagelt und konnte nur zuschauen. Sie begriff nur, daß etwas Ungeheuerliches geschah und mußte weiterhin mit ansehen, wie der Ghoul zu einer fieberhaften Aktivität erwachte.
Er zog sein Opfer unter den Wagen.
Ellen wurde dabei über den harten Schotter geschleift, ihr Körper vollführte einen regelrechten Sprung, als die Schiene überwunden wurde und kam schließlich zwischen den Gleisen zur Ruhe.
So weit es ging, richtete sich der Ghoul auf. Das sah Cleo nicht mehr und auch nicht die scharfen Zähne, die aus dem Maul lugten, als der Dämon teuflisch grinste.
Weiter hinten splitterten Fensterscheiben, Menschen kletterten aus den Wagen oder streckten ihre Köpfe durch die Öffnungen.
Mit wenigen Schritten hatte ich Cleo erreicht. Sofort roch ich die Nähe des Ghouls, obwohl ich selbst noch nach Moder stank.
»Was ist geschehen?« brüllte ich. Sie gab keine Antwort.
Da schlug ich ihr ins Gesicht.
Der Schlag brannte noch auf meiner Handfläche, als das Schreien verstummte Ich packte Cleo an den Schultern und schüttelte sie durch.
»Was ist geschehen?«
Tränen rannen über ihr Gesicht und zogen nasse Streifen. Sie streckte den Arm aus. »Unter dem Wagen…«
Das reichte.
Sofort lag ich flach, auch Suko machte es mir nach.
Wir sahen den Ghoul und das Mädchen. Es war die blonde junge Fixerin, die mich ausgeschimpft hatte.
Lebte sie noch?
Wir konnten es nicht erkennen, weil der Ghoul einen Großteil ihres Körpers abdeckte. Deshalb zögerten wir auch, von unseren Schußwaffen Gebrauch zu machen.
Aber es gab eine andere Lösung - mein Kreuz!
Blitzschnell streifte ich die Kette über den Kopf und schleuderte das geweihte Kruzifix in die weiche Masse des mordgierigen Ghouls.
Nicht einmal ein Schrei erfolgte. Blitzschnell ging die Reaktion vor sich.
Als hätte jemand einen Stein in die dickliche Masse geworfen, so

platzte sie nach allen Seiten weg. Klumpen klatschten unten gegen den Wagen und lösten sich auf, kaum daß sie mit den Teilen in Berührung gekommen waren.

Ein widerlich stinkender Qualm breitete sich aus, der Übelkeit in unseren Mägen erzeugte. Gelbgrün kroch er unter dem Wagen her. Der Ghoul existierte nicht mehr.

Wir hatten ihn vernichtet.

Ich kroch zu dem blonden Mädchen hin. Es lebte, und mir fiel ein Stein vom Herzen. Ellen hatte den Kopf in die angewinkelten Arme gelegt. Sie weinte. Ich steckte das Kreuz weg und schaffte dann das Girl unter dem Wagen weg.

Suko stand neben mir.

Er nickte und lächelte dann.

Ich lächelte zurück.

Die Gefahr war gebannt!

***

Es wurde noch einmal hektisch, als die Ärzte und das Hilfspersonal eintrafen. Sofort kümmerte man sich um die Verletzten, während gewaltige Standscheinwerfer die Tunnelröhre mit ihrem gleißenden Licht erhellten.

Bahnbeamte führten die Fahrgäste aus dem Tunnel Kaum einer hatte mitbekommen, was überhaupt geschehen war und in welch einer Gefahr er geschwebt hatte. Man sprach von einem Versagen der Maschinen, und ich hörte auch den Begriff Stromausfall.

Wir verließen so ziemlich als letzte den Tunnel. Ghouls sahen wir nicht mehr. Ich war jedoch überzeugt, daß im Labyrinth der Londoner Kanalisation noch welche hausten. Nur kannte sich da niemand aus.

Solo Morasso hatte ich ebenfalls nicht vergessen. Wohin mochte er geflohen sein, falls es wirklich eine Flucht gewesen war? Und was hatte er von den Ghouls gewollt?

Ich erinnerte mich an die Gruft der Leichenräuber. Da war Lady X auf der Suche nach Xorron gewesen. Auch bei Myxins Entführung war es um Xorron gegangen. Hatte Morasso vielleicht hier eine Spur dieses gigantischen Dämons gefunden?

Möglich war es.

Dustin Ambrose lief auf uns zu. Sein Gesicht war gerötet und auf der Haut klebte der Schweiß. »Die Ärzte meinen, daß Jim Hatfield gerettet wird«, meldete er.

»Hoffentlich«, sagte ich.

»Was ist mit seinem Vater?«

Ich blieb dort stehen, wo sich auch der Kiosk befand und wir eine Cola getrunken hatten. »Von Earl Hatfield werden Sie wohl keine Spur mehr finden«, erwiderte ich.

»Wie?« Ambrose machte ein erstauntes Gesicht. »Auch wenn er tot ist, kann er sich nicht in Luft aufgelöst haben…«

»Nehmen Sie einfach an, daß er es tatsächlich geschafft hat«, sagte ich und kaufte drei Dosen Cola…

***

New York!

Schmelztiegel der Nationen. Stadt der Superlative. Domizil der Reichen und Ort der Hoffnungslosigkeit zugleich.

Eine Stadt der Mode, eine Stadt des Verbrechens. Ein farbiges Kaleidoskop aus überschäumender Lebensfreude, Hoffnungslosigkeit und erstickender Angst.

Diese Stadt, schon oft totgesagt, lebte trotzdem weiter. Wie ein Magnet zog, sie die Menschen an.

Gut und Böse, Arme und Reiche.

Niemand wußte genau, wer alles nach New York kam. Doch eins war sicher.

Diese Stadt am Hudson River hatte seit kurzem einen Gast mehr.

Dr. Tod war auf der Suche nach Xorron mit einem Teil seiner Mordliga eingetroffen. Und wenn es Wochen dauerte, bis er den Dämon gefunden hatte, aufgeben wollte er nicht.

Und dann sollte New York zu einer kochenden Hölle werden…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 170 »Ich gegen die Riesen-Kraken«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 131 »Königin der Wölfe«
[3]Siehe John Sinclair Nr. 171 »Die Hexe vom Hyde Park«